

Wolfgang Fritz Haug, Nadine Hostettler, Tobias Kaestli,
Oskar Negt, Hans Nyffeler, Corrado Pardini

Gewerkschaft zwischen Anspruch und Alltag

Wie sich die Unia
Biel-Seeland für Arbeit
in Würde einsetzt

Seismo
seismo.ch

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-03777-075-7

© 2009, Seismo Verlag, Sozialwissenschaften und Gesellschaftsfragen
Zähringerstrasse 26, CH-8001 Zürich
E-Mail: buch@seismoverlag.ch, www.seismoverlag.ch

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung (Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung u. a. m.) dieses Werkes oder einzelner Teile ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Umschlag: Industriearbeiter protestieren gegen die Wirtschaftskrise und fordern Gegenmassnahmen vom Bundesrat. März 2009.

Gestaltung/Produktion: Komform GmbH / polkom, www.komform.ch.

Fotografie: Manuel Friederich, www.manu.ch.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	9
Wie sich das Arbeitsleben verändert hat – und warum wir eine neue Gewerkschaft brauchten	
<u>Hans Nyffeler</u>	
Kapitel I	19
Wie wir leben und arbeiten wollen	
<u>Corrado Pardini</u>	
Kapitel II	39
«Wer kämpft, kann verlieren, wer nicht kämpft, hat schon verloren»	
<u>Nadine Hostettler</u>	
Kapitel III	95
Die Gewerkschaftsbewegung in der Region Biel im Auf und Ab der Konjunktur	
<u>Tobias Kaestli</u>	
Kapitel IV	133
Gewerkschaften im High-Tech-Kapitalismus vor der Hegemoniefrage	
<u>Wolfgang Fritz Haug</u>	
Kapitel V	163
Der moderne Humanist	
<u>Oskar Negt</u>	
Nachwort	177
Danke für all die Jahre gelebter Solidarität!	
<u>Corrado Pardini</u>	

«Wer kämpft, kann verlieren, wer nicht kämpft, hat schon verloren»

Nadine Hostettler

Im Zyliss-Streik wankten Arbeitgeber-Gewissheiten.

Als sich die Besitzerin des Küchengeräteherstellers, die Zürcher Diethelm Keller Gruppe weigerte, mit den von der Entlassung bedrohten Angestellten zu sprechen, reiste Corrado Pardini nach Zürich. Er fuhr mit dem Lift in die Chefetage der Firmenholding und marschierte, ohne sich um die Sekretärin zu kümmern, in Renato Fassbinds Büro.

«Ihr kommt, um mir die Petition zu übergeben», soll der CEO der Diethelm Keller Gruppe gesagt haben.

«Die Petition können Sie am Eingang unten selbst abholen», entgegnete der Gewerkschaftssekretär, «wir kommen, um zu verhandeln.»
«Hier ist kein Tisch, um zu verhandeln.»

Daraufhin marschierte Corrado Pardini mit seinen beiden Begleitern aus dem Büro hinaus, suchte in den anliegenden Räumen einen Tisch und trug diesen in Renato Fassbinds Büro.

«Jetzt können wir reden», sagte er.

Ich lernte den Regionalsekretär der Unia Biel-Seeland/Kanton Solothurn fünf Jahre nach dem Streik bei Zylliss kennen, im Herbst 2008. Wir sassen in seinem Büro an der Murtenstrasse in Biel. Corrado Pardini trug Jeans und ein hellblaues, kurzärmeliges Hemd. Wenn er mit besonderem Nachdruck redete, was mehr oder weniger die ganze Zeit der Fall war, fiel ihm das dunkle Haar in die Stirn und verlieh ihm etwas von einem italienischen Verführer, der Ausdruck in den Augen hingegen blieb stets ernsthaft. Corrado Pardini redete von den Arbeitskämpfen, von dem für die Schweiz so dringenden Umbau der Gewerkschaften, von der Herausforderung, die eher arbeitgebernahe Kultur der Gewerkschaft für Industrie, Gewerbe und Dienstleistungen (SMUV) mit der kämpferischenen der Gewerkschaft Bau und Industrie (GBI) zu vereinen und von der Idee, dies alles in einem Buch festzuhalten. «Nicht wahr», wandte er sich plötzlich an Hans Nyffeler, der neben ihm sass und dem Monolog lauschte, «ich musste niemanden hier zu dem Projekt überreden?» Der Co-Präsident¹ der Unia-Sektion Biel-Seeland trug ebenfalls ein kurzärmeliges Hemd, ein kariertes, er hatte graues, sich zurückziehendes Haar und einen grau weissen Bart. Er lächelte und sagte mit ruhiger Stimme: «Wir besprachen und beschlossen das Projekt im Vorstand.»

Corrado Pardini und Hans Nyffeler verlassen nach zwanzig Jahren Zusammenarbeit die Region. Corrado Pardini tritt in die nationale Geschäftsleitung der Unia ein, Hans Nyffeler aus dem aktiven Gewerkschaftsleben aus.

Ich nahm den Auftrag, ein Porträt über die beiden zu schreiben, an. Egal ob sich die Anekdote vom Tisch genau so zugetragen hatte, sie handelte vom Anspruch der Arbeitnehmenden, auf gleicher Augenhöhe mit den Arbeitgebern zu verhandeln. Ich mochte das Anliegen, darüber müssen wir nicht lange debattieren. Ich mochte auch die Fiebrigkeit, die schon bei der ersten Begegnung mit Corrado Pardini spürbar war.

1 Seit der Fusion der Gewerkschaften zur Unia werden manche Sektionen im Co-Präsidium geführt; die Sektion Biel von Hans Nyffeler und Maria Teresa Cordasco.

Und Hans Nyffeler. Seine Zurückhaltung war bemerkenswert, selbst in einem Land wie der Schweiz, in dem Zurückhaltung einer der Eckpfeiler des Umgangs miteinander ist. Ich wollte wissen, wie die beiden auf den ersten Eindruck so unterschiedlichen Männer es geschafft hatten, die Region Biel-Seeland/Kanton Solothurn zu einer der aktivsten Gewerkschafts-Regionen der Schweiz zu machen.

Etliche Vorspiele zu dem, was die Unia werden sollte, wurden in den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts in der Lysser Sektion der Gewerkschaft Bau und Holz (GBH) gespielt.

Dort hatte die Zusammenarbeit zwischen Hans Nyffeler und Corrado Pardini ihren Anfang genommen.

Die Achtzigerjahre waren die Jahre, die das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern veränderten. Die Schweizer Volkswirtschaft öffnete sich für den Wettbewerb, und es zeigte sich, dass zahlreiche Unternehmer technologische Umwälzungen und Marktchancen verpasst hatten. Viele von ihnen reagierten mit Entlassungen und Lohnsenkungen, Fusionen und Privatisierungen. Auf die – historische – Bedrohung kam von den Gewerkschaften kaum Antwort. Ihre Gelähmtheit hatte Wurzeln, die bis in die Dreissigerjahre des letzten Jahrhunderts zurückgehen. Damals hatten angesichts der Bedrohung durch den Faschismus Gewerkschaften und Unternehmerverbände in der Metall- und Maschinenindustrie ein Friedensabkommen geschlossen: Die Arbeitgeber garantierten den Arbeitnehmenden gute Arbeitsbedingungen, im Gegenzug verzichteten die Arbeitnehmer auf Kampfmaßnahmen. Das Abkommen breitete sich nach dem Zweiten Weltkrieg auf weitere Sektoren der Schweizer Wirtschaft aus. Dieser institutionalisierte Arbeitsfrieden, das schweizerische Modell der Sozialpartnerschaft, förderte unter Gewerkschaftern allerdings die Neigung, sich eher mit den Arbeitgebern zu identifizieren als mit der eigenen Basis. Lohnerhöhungen

und anderes besprachen sie mit den Firmenchefs bei einem Glas Rotwein und informierten daraufhin die Mitglieder. Streik, je nachdem ein legitimes letztes Mittel der Gewerkschaftspolitik, war tabuisiert. Und er blieb tabuisiert, auch als sich längst abzeichnete, dass die Arbeitgeber ihren Teil der Sozialpartnerschaft immer weniger zu leisten gedachten. Die Patrons müssten sich um den Zustand ihrer Gegner sorgen, schrieb 1987 «Die Weltwoche», damals noch kein Zufluchtsort rechtskonservativer Weltanschauungen.

Das war kaum übertrieben. Im selben Jahr begann der Jahresbericht der GBH-Sektion Lyss mit den Worten:

«Die rasanten Entwicklungen im Bürobereich machen nicht vor unseren Türen Halt. Seit längerer Zeit befassen wir uns mit der Anschaffung eines Computers. Der Einsatz eines solchen muss gut vorbereitet und geplant werden. Ebenfalls vorzeitig haben wir uns mit der bevorstehenden Pension von Kollege Fritz Zimmerli befasst. Als neuen Mitarbeiter konnten wir Kollege Corrado Pardini gewinnen.»

Die Lysser Sektion, plätscherte es im selben Tonfall weiter, wünsche Corrado Pardini viel Erfolg und hoffe, in ihm einen dynamischen Gewerkschafter gefunden zu haben. Die Sache mit der Hoffnung mochte eine Floskel sein, möglicherweise enthielt sie aber den Wunsch, die gewerkschaftliche Verlorenheit gegenüber der neuen, zusehends ungerechteren Verteilung der Arbeit und ihrer Erträge zu beenden. 1989, im selben Jahr, in dem der Kalte Krieg zu Ende ging, schrieb Corrado Pardini seinen ersten Jahresbericht. Der gewerkschaftliche Ton war nun ein neuer:

«Der (Kalte Krieg) ist vorbei. Der Westen triumphiert, aber über wen triumphiert er? Über den Sozialismus? Nein! Die kapitalistisch regierten Länder haben nicht den Sozialismus bezwungen, sondern sie

haben mitgeholfen, totalitäre Regime zu stürzen, die als Vorwand für ihre stalinistische Herrschaftsucht den Namen Sozialismus missbrauchten. Das Volk siegte, doch nicht der Kapitalismus! Ich hoffe, dass Westeuropa den Demokratisierungsprozess der Oststaaten unterstützt und nicht nur gewinnorientierte Investitionen tätigt, welche zum Ziel Haben, den Kapitalismus zu exportieren und den Arbeiter zu unterdrücken.»

Als er diese Zeilen schrieb, war Corrado Pardini vierundzwanzig Jahre alt. Er hatte eine Lehre als Maschinenschlosser in Bern hinter sich. Er hatte sich mit dem Jugendsekretär des SMUV, dem er mit sechzehn beigetreten war, gründlich zerstritten. Er hatte im Rahmen der Berner Jugendunruhen für das Hüttendorf Zaffaraya in der vordersten Reihe demonstriert. Er hatte das Wirtschaftsgymnasium abgebrochen und die Absicht fallengelassen, Medizin zu studieren. Bis dahin ähnelte seine Biographie derjenigen vieler junger Menschen in der Schweiz der Achtzigerjahre.

Corrado Pardinis nächster Schritt hingegen war eher ungewöhnlich, und er hatte mit dem tieferen Beweggrund hinter seinen aufgegebenen Studienabsichten zu tun: sich einer Sache voll und ganz widmen, sie zu Ende denken. Zu einem Zeitpunkt, da die Gewerkschaften Mitglieder verloren und junge Menschen in ihnen keine Zukunftsperspektive sahen, beantwortete er die Frage eines Gewerkschaftssekretärs, mit dem er Fussball spielte, ob er nicht in der Gewerkschaft Bau und Holz arbeiten wollte, mit «Ja». Er fuhr nach Lyss, wo eine Stelle zu besetzen war. «Ich wusste kaum, wo Lyss liegt», sagt er bei unserem ersten längeren Gespräch und lacht, als er beschreibt, wie er in einen Keller hinunter stieg, der ihm vorgekommen sei wie eine dunkle Höhle. Dort sassen die Mitglieder des Sektionsvorstandes, stämmige und behäbige Männer, die ihm Fragen stellten wie jene, ob er auch bereit sei, aufzuräumen. Pardini beantwortete auch diese Frage mit «Ja». Die Männer verstanden

unter Aufräumen, freitags den Papierkorb zu leeren. Gewerkschaftspolitik hatte in den langen, friedvollen Jahrzehnten mit den Arbeitgebern vorwiegend aus der Verwaltung der Sektionen bestanden. Der jüngste in der Lysser Sektion der GBH je gewählte Sekretär und erste Secondo verstand unter Aufräumen, neue gewerkschaftliche Antworten zu finden auf die Offensive der Arbeitgeber. Zu diesem Zweck musste er die Gewerkschaftskultur verändern. «Ich wusste», sagt Corrado Pardini, «wenn ich diese Männer mit ihren konservativen Vorstellungen von meiner Gewerkschaftspolitik überzeugen konnte, bestand ich überall.»

Er ist ein ganzes Programm, wie er in seinem Büro vor einer Radierung von Karl Marx sitzt, von einer schwachen Septembersonne ins Gegenlicht getaucht. Er beugt sich, während er redet, bald nach vorn, bald lehnt er sich zurück, dann verschränkt er die Hände hinter dem Kopf, legt sie gleich darauf auf den Tisch. Ich hatte in den Tagen zuvor in dem Büro Jahresberichte und Zeitungsartikel aus den vergangenen zwanzig Jahren gelesen. Ich hatte mir das Büchergestell angeschaut: etliche Ausgaben der Zeitschrift *Widerspruch*, Oskar Negt, Peter Bichsel, «Management Guide», «Effektives Teamcoaching», «Mit Freude erfolgreich sein: Motivieren, begeistern, überzeugen». Ich hatte mir die Fotos am Pinbrettangeschaut: Corrado Pardini mit Kameraden beim Demonstrieren, Corrado Pardini bei einer Veranstaltung gegen die Umwandlung des Energie Service Biel in eine Aktiengesellschaft, Corrado Pardini bei der Demonstration für Zaffaraya, Corrado Pardini beim Fussballspiel mit den Young Boys, Corrado Pardinis Frau und die beiden Kinder. Ich hatte mir den Aschenbecher mit dem Konterfei des Che angeschaut, den Humedor aus Kuba mit den staubtrockenen Romeo y Julietas, den «De-Industrialisierungs-Cup», die Trophäe, die Corrado Pardini von den Angestellten der Zyliss geschenkt kriegte. Ebenso offen wie alles daliegt, gibt Corrado Pardini Auskunft, mich unbekümmert duzend, wie

es in der Gewerkschaft üblich ist. Trotz dieser Offenheit scheint mir das Gespräch nur beschränkt die Form, in der sich einer wie er zu erkennen gibt. Aufschlussreicher ist es, sein Gesicht zu betrachten, das Wechselspiel von Enthusiasmus und Ablehnung und Lehrmeisterhaftigkeit, oder wenn die Freude über einen Coup wie denjenigen mit dem Tisch in Renato Fassbinds Büro seine Züge erhellt.

«Er beeindruckte mich vom ersten Tag an», sagt Hans Nyffeler über ihn. «Er war so jung, er war stets gut vorbereitet, er informierte sauber und er hatte klare Vorstellungen von dem, was er wollte.»

Corrado Pardini wollte: weniger Bürokratie. Mehr politisches Bewusstsein, unter den Angestellten der Gewerkschaft ebenso wie unter deren Mitgliedern. Die Betroffenen zu Beteiligten machen. Diese Ziele setzte er nach seinem Credo um, Gewerkschaftsarbeit sei eine Mischung aus Knochenarbeit und Intuition.

Die Knochenarbeit: Nach seiner knapp einjährigen Ausbildung zum Gewerkschaftssekretär machte sich Corrado Pardini daran, morgens um fünf Uhr vor den Schreinereien des Seelands Flugblätter zu verteilen. «Wie hoble ich mir meine Gewerkschaft zurecht?», hatte er darauf geschrieben. «Die Schreiner sind helle Köpfe», sagt er. «Ich wollte sie gewinnen, sie können in einer Gewerkschaft wichtige Aufgaben übernehmen.» Eines Morgens verteilte er die Flugblätter vor der Schreinerei Bandi in Oberwil. Auch einem schlanken Herrn (mit wachem Blick trotz der frühen Tageszeit) streckte er eines entgegen.

Die Intuition: «Ich spürte sofort, Hans ist ein guter Typ», sagt Corrado Pardini über seine erste Begegnung mit Hans Nyffeler, «er ist klug und ehrlich, er gibt einem das Gefühl von Sicherheit.»

In jener Zeit bestritt Corrado Pardini seinen ersten Arbeitskampf. Das kam so: Die Angestellten des Isolierglas-Herstellers Thermopan in Dotzigen hatten ihre Löhne nicht erhalten, und der geschäftsführende

GBH-Sekretär in Lyss hatte beim Unternehmer nichts erreicht ausser der Zusage zu einem Kollektivvertrag bei der gewerkschaftseigenen Krankenkasse. Corrado Pardini sah nicht ein, wie sich sein Vorgesetzter damit zufrieden geben konnte, mit patronalem Zustupf die Gewerkschaftskasse aufzustocken. Er knüpfte über dessen Kopf hinweg Kontakte zu den gleich doppelt geprellten Arbeitnehmern. «Es war eine super Sache», sagt er über seinen ersten grösseren Versuch, die Betroffenen zu Beteiligten zu machen, «wir gingen hinaus in den Betrieb, und nachdem wir den Kontakt zu den Arbeitern geknüpft hatten, begannen sie, sich für ihr Recht zu wehren.»

Von da an kommunizierten Corrado Pardini und sein Vorgesetzter nur noch schriftlich miteinander. Aber auch mit dem SMUV handelte sich Pardini, schon zum zweiten Mal, Ärger ein. Thermopan war dessen Einflussgebiet, nicht dasjenige der GBH. Eine dritte Kraft bestätigte Corrado Pardini jedoch in der Unverfrorenheit, mit der er sich über Hierarchien und die althergebrachte Aufteilung des gewerkschaftlichen Terrains hinweg gesetzt hatte. Es waren die Angestellten der Thermopan. Sie traten fast geschlossen der schwäbelnden Lysser GBH-Sektion bei. «Die Mitgliederzahlen waren meine Lebensversicherung», sagt Corrado Pardini. Das sollten sie in den kommenden langen Jahren des Wandels bleiben, in denen sich die Gewerkschaft von einer etwas verknöcherten, aber familiären zu einer anonymeren und schlagkräftigeren Organisation entwickelte.

«Corrado fuhr sehr hart ein», erinnert sich Hans Nyffeler an die damalige Zeit, «viele waren nervös, denn sie spürten, dass alte Zöpfe abgeschnitten wurden. Doch für mich gab es nie den geringsten Zweifel: Wir brauchten genau einen solchen Mann.»

Corrado Pardini seinerseits war sich sicher, dass er einen wie Hans Nyffeler brauchte. Er erkundigte sich über den Schreiner. Er erfuhr, dass dieser im Emmental, wo er ursprünglich herstammte, in der Jugend-

gruppe der GBH aktiv gewesen war. Er lud Hans Nyffeler zu einer Pizza ein im *Schützen* in Lyss. Bei diesem Treffen erfuhr er weiter, dass Hans Nyffeler kurz davor stand, die Gewerkschaft zu verlassen. Dieser Entscheid war im Verlauf der Achtzigerjahre herangereift, als Hans Nyffeler mitansehen musste, wie die Organisation, die ihm jahrelang politische Heimat und Identität gewesen war, zusehends in Bürokratie erstarre. Den Ausschlag aber hatte gegeben, dass ihn die Gewerkschaft finanziell nicht unterstützte, als er einen Weiterbildungskurs zur Umschulung auf Computer Numeric Control (CNC) besuchte, die elektronische Methode zur Steuerung und Regelung von Werkzeugmaschinen, die das Schreinerhandwerk von Grund auf veränderte. Corrado Pardini versprach, das Problem umgehend zu lösen. Er hielt Wort. Hans Nyffeler trat, statt aus der Gewerkschaft aus, in den Vorstand der GBH-Sektion Lyss ein.

Zusammen organisierten die beiden Computerkurse, Vorbereitungskurse für die Lehrlingsprüfungen, die Gruppe der Schreiner. Sie organisierten unter anderem Abende, an denen Professoren über CNC referierten und an denen statt knapp zehn, wie bei derlei Veranstaltungen üblich, über hundert Schreiner teilnahmen. Bildung war sowohl Hans Nyffeler wie Corrado Pardini ein zentrales Anliegen. Ohne Bildung sei kein politisches Bewusstsein zu erlangen, glaubt Corrado Pardini und knüpft damit an teilweise verschüttete Gewerkschaftstraditionen an. «Und ohne politisches Bewusstsein geht gar nichts», führt er aus, «wozu im stillen Kämmerchen Konzepte entwickeln, wenn dir keiner folgt?» Mit diesem Satz formuliert er die Kritik, die er später gewissen Kreisen der Gewerkschaft wie auch der Sozialdemokratischen Partei gegenüber äussern wird.

Corrado Pardini und Hans Nyffeler gewannen unaufhaltsam an Einfluss in Lyss. Corrado Pardini wurde, dank eines Machtworts des Zentralpräsidenten der GBH, Roland Roost, zum geschäftsführenden Sekretär ernannt. Hans Nyffeler seinerseits wurde mit Corrado Pardinis Hilfe Präsident.

«Hast du dich für das Amt selbst ins Spiel gebracht?»

«Ich biete mich nie an», antwortet Hans Nyffeler auf die Frage, die nahe liegt angesichts der Entschlossenheit, mit der Corrado Pardini und er sich zusammentaten, um an der Erneuerung der GBH-Sektion Lyss zu arbeiten. «Ich muss für die, die mich wollen, interessant sein. Die einzige Bedingung, die ich Corrado stellte, war, dass er das Problem mit dem anderen Kandidaten sauber löst.»

«Ihr habt einen anderen rausmanövriert?»

«Wir haben niemanden rausmanövriert», sagt Corrado Pardini. «Wir haben bei einem Essen besprochen, wie das Amt am besten zu besetzen sei. Daraufhin stellte der damalige Sektionspräsident, René Arn den Rückkommensantrag. Erst da haben wir Hans Nyffeler für das Amt vorgeschlagen.» Corrado Pardinis Stimme ist hart, beinahe anklagend, als er mögliche falsche Eindrücke die Episode betreffend ausräumt. «Man darf nicht vergessen, der Mann, der ursprünglich vorgesehen war, wurde nach dem Anciennitätsprinzip bestimmt. Er sass seit Jahren im Vorstand, allein das gab den Ausschlag.» Corrado Pardini redet über die Fallen des Anciennitätsprinzips mit einer Leichtigkeit, die nichts davon verrät, dass er zum Zeitpunkt unseres Gesprächs selbst damit konfrontiert ist. Aber davon später, wir sind noch im Jahr 1995.

Während die Sektion dabei war, sich an Corrado Pardinis und Hans Nyffelers Tempo zu gewöhnen, planten die beiden bereits den nächsten Schritt: die Fusion mit Biel. «Wir hatten die Mitgliederzahl in Lyss um 40 Prozent auf rund 1100 Mitglieder gesteigert», sagt Hans Nyffeler, «doch selbst so war die Sektion zu klein, um genügend starken politischen Einfluss zu erlangen, gegen Innen wie gegen Aussen. Ausserdem war die Sektion in Biel in schlechter Verfassung.»

Das Unia-Sekretariat an der Murtenerstrasse 33 in Biel ist ein halbrunder Bau aus der Zwischenkriegszeit. Das Sekretariat im Parterre besteht aus

einer langen schneeweissen Theke, die Büros in sämtlichen Etagen sind hell und teilweise mit Glaswänden versehen. Corrado Pardini und sein Team hatten den Umbau des Innern des Gebäudes entworfen, als in Biel die Zusammenarbeit zwischen GBI, SMUV und der Gewerkschaft Verkauf, Handel, Transport und Lebensmittel (VHTL) so weit fortgeschritten war, dass diese bereits 2003 zur Unia fusionierten – ein Jahr vor der nationalen Fusion. Das Interieur ist die Umsetzung der Vision von der Gewerkschaft als einer modernen, offenen und transparenten Dienstleistungsorganisation, von der Corrado Pardini beim Deutschen Sozialphilosophen Oskar Negt gelesen hatte. Nach dem Diebstahl eines Laptops hat man die Türen zu den Büros zwar mit Schnappschlössern versehen, doch die Angestellten im Innern sind offen, freundlich und von einer Direktheit, wie man sie heute nicht in vielen Büros antrifft.

Über ihren Vorgesetzten sagen sie: «Er ist ein gewiefter Taktiker», «er nimmt stets den ganzen Raum ein», «er ist ein Leitwolf», «er kann den Bogen schlagen zwischen Basisnähe und Führungsanspruch», «er kann sich Respekt verschaffen», «er hasst Verstellung, egal ob von Seite Untergebener oder Höhergestellter», «er hört zu», «er wird unangenehm, ja ausfällig, wenn ihm etwas nicht passt», «er will Offenheit, doch die Leute schweigen oft lieber, als sich überfahren zu lassen», «er vertraut seinen Leuten», «er kann komplexe Themen gut erklären», «er argumentiert wie kein Zweiter und hat meist auch noch Recht», «er ist ein Macher, kein Schwätzer», «er kann Leute begeistern», «er handelt immer für eine Sache, schau dir mal den Streik bei Zyliss an, so was kann nur er».

Über Hans Nyffeler sagen sie: «Hans ist von der alten Schule», «Hans lebt nach dem Regelbuch», «Hans tut gut.»

Aus der geringen Zahl von Aussagen über Hans Nyffeler sind keine Schlüsse über dessen Bedeutung im gemeinsamen gewerkschaftlichen Projekt zu ziehen. Hans Nyffeler vereinigt in sich Eigenschaften, ohne die es für Männer wie Corrado Pardini nicht geht: Er ist der Berater,

der Warner, der Vermittler, der Schlichter, der Buchhalter, der väterliche Freund.

Das Gewissen. Der Halt.

Ich schaue mir den Film über den Streik bei Zyliss an. Corrado Pardini ist stolz auf den von der Gewerkschaft in Auftrag gegebenen Dokumentarfilm «Der Streik wird salonfähig», der es bis an die Solothurner Film-tage schaffte. Der zehntägige Streik beim Lysser Küchengerätehersteller im November 2003 ist ein historischer Arbeitskampf: Er war in einer ganzen Reihe von Arbeitsniederlegungen in jenem Jahr der längste, der längste seit 50 Jahren überhaupt. Er machte der Schweiz auf einen Schlag bewusst, dass das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern tiefe Zerrüttungen erlitten hatte. Er legte offen, dass nach den neuen Spielregeln des Kapitalismus die Arbeit manchmal auch dann abgeschafft wird, wenn sie rentiert. Die Zürcher Besitzerin der Zyliss, die weltweit agierende Handelsunternehmung Diethelm Keller hatte entschieden, die Produktion der Küchengeräte nach China zu verlegen, nur so könne das Unternehmen wieder schwarze Zahlen schreiben. China, so die andere, hinlänglich bekannte Lesart, verspricht dank niedrigster Löhne noch grössere Gewinne.

In einer ersten Reaktion nahmen die Angestellten die Nachricht von der Schliessung des Werks und ihrer Entlassung hin. Erst die Betriebsversammlung mit Gewerkschaftern der GBI und des SMUV löste die Ohnmacht. Nun begann die gesamte Belegschaft, vom Hilfsarbeiter bis zum Betriebsleiter, Unterschriften zu sammeln für die Petition: «Zyliss bleibt in Lyss ... weil made in Switzerland nicht in Asien produziert werden soll.» 15 000 Personen unterschrieben die Bitte um den Erhalt der Arbeitsplätze im Seeland. Die Verantwortlichen der Diethelm Keller Gruppe kümmerten weder das Anliegen noch die breite Unterstützung in der Bevölkerung. Daraufhin entschlossen sich die Angestellten der Zyliss, von denen die meisten nie zuvor für ein politisches Anliegen

gekämpft hatten, zu einem weiteren Schritt: Sie legten die Arbeit nieder. Ausgerechnet die Belegschaft eines Betriebs, in dem der für die Politik des Arbeitsfriedens bekannte SMUV zuständig war, griff zu dem radikalen, nur wenige Jahre zuvor noch verpönten Mittel des Arbeitskampfs. Und ausgerechnet für die um ihr Recht kämpfenden «Zylissianer», wie sich die Streikenden nannten, bekundete die Harmonie liebende Schweizer Bevölkerung Sympathie. «Der Streik wird salonfähig», diktierte Corrado Pardini den Journalisten, die aus dem ganzen Land nach Lyss gereist kamen, in die Blöcke und Mikrophone.

Der Film ist eine Art Wegleitung durch ein «Handwerk», mit dem unsere Nachbarn – Franzosen, Italiener, Deutsche – bestens vertraut sind. Man sieht, wie die Gewerkschafter das Streikzelt organisieren, die Verpflegung für die Streikenden, Toiletten, Musik, man sieht sie an Sitzungen mit den Streikenden und bei Auftritten vor der Presse. Insbesondere Corrado Pardini ist allgegenwärtig: «Wir, die kleinen Leute, haben uns mit dem Grosskapital angelegt», sagt er sinngemäss zu den Streikenden, «wir bestimmen, wie lange wir streiken, nicht die Herren dort oben. Die mögen das Geld und die Arroganz haben, wir haben die Phantasie und das Recht auf unserer Seite.» Er führe, er informiere, er agitiere und er stütze, damit sich die Leute nicht allein fühlten, sagt Pardini kurz darauf in die Kamera, am Ende eines jeden Streiktages hätten die Angestellten der Zyliss jedoch selbst entschieden, ob sie den Streik fortsetzen wollten. Er habe zum Zeitpunkt der Abstimmung das Streikzelt stets verlassen. Die Betroffenen, das sei ihm sehr wichtig, müssten selbst entscheiden, ob und wie sie zu Beteiligten werden wollten.

In Lyss erprobte Corrado Pardini eine zentrale Methode seiner «neuen Gewerkschaft»: Er trug den Kampf aus dem Betrieb hinaus in die Gesellschaft. Lehrer, Hausfrauen, Bäuerinnen, Fussballstars wie Paolo Collaviti und Stéphane Chapuisat, Ex-Bundesrat Otto Stich, bekannte und unbekannte Schweizerinnen und Schweizer besuchten die Strei-

kenden in ihrem Zelt, etliche von ihnen sprachen zu den Streikenden, drückten ihre Solidarität aus. Oskar Negt spricht bei dieser Form der Bewegung von der «Erweiterung des kulturellen Mandats».

Dass in Corrado Pardinis Auffassung von Führung autoritäre Elemente durchaus Platz haben, wird besonders deutlich in einem weiteren Film der Gewerkschaft, jenem über den Bauarbeiterstreik 2002. Man sieht Corrado Pardini im Anorak und Hut, wie er wenige Tage vor der nationalen Kundgebung zur Senkung des Rentenalters auf 60 Jahre auf den Baustellen mit den Bauarbeitern spricht. «Vengono tutti!» befiehlt er wie ein strenger Vater. «Viele von euch haben unterschrieben, ich verstehe nicht, wenn ihr jetzt einen Rückzieher macht. Seid solidarisch, auch gegenüber den Kollegen, die am Montag die Arbeit auch für euch niederlegen. Ich appelliere an euch als Menschen, als Männer.» Und in die Kamera: «Hier ist Würde im Spiel.» Die Zahlen der Gewerkschaften zeigen: 60 Prozent der Bauarbeiter sind an ihrem sechzigsten Geburtstag nicht mehr in der Lage, ihren Beruf auszuüben, 40 Prozent weil sie invalid, 20 Prozent weil sie krank oder tot sind. Das heisst, die meisten kommen mit dem gesetzlichen Rentenalter nie in den Genuss einer Rente. Pardinis Strenge zeigte Wirkung, von insgesamt 12 000 streikenden Bauarbeitern in der Schweiz stellte die Region Biel-Seeland 1000 Arbeiter. Man sieht diese, wie sie im strömenden Regen durch die Bieler Innenstadt zum Kongresshaus marschieren, wo die Gewerkschafter belegte Brote und Getränke für sie bereit gestellt haben. «Ihr seid stark», ruft ihnen Corrado Pardini von der Kanzel zu, und auf italienisch: «Mio padre lo sciopero me lo ha spiegato tramite i giornali. Oggi abbiamo dimostrato che anche qui in Svizzera è possibile indire uno sciopero.»

Corrado Pardini und Hans Nyffeler stammen beide aus Arbeiterfamilien. Wie wichtig die Herkunft für sie ist, wurde in den Gesprächen immer wieder deutlich. Jeden Sonntag, erzählt Corrado Pardini, sei ein Kollege

seines Vaters zu Besuch im Breitenrainquartier in Bern gekommen und habe die «Unità» auf den Tisch gelegt, das Sprachrohr der italienischen Arbeiter. Sein Vater sei stalinistisch geprägt gewesen, habe ihm aber erklärt, dass der Sozialismus in der Sowjetunion nicht funktionieren könne, da er die Intelligenzia des Landes auslösche. Der Vater habe eines Tages antraben müssen bei seinem Lehrmeister, weil er, Corrado, Flugblätter verteilt hatte im Betrieb. Der Vater habe sich die Ausführungen des Lehrmeisters in Ruhe angehört und zum Schluss bloss gefragt, ob sein Sohn zu dumm sei für die Lehre. Als der Lehrer dies verneinte, sei sein Vater nie mehr auf die Sache zurückgekommen, damit habe er ihm zu verstehen gegeben, dass er mit seiner Flugblattaktion einverstanden sei. Die Emmentaler Variante zur Einwanderfamilie aus der Toskana handelt von Vater Nyffeler, der als Verdingkind eine schlimme Kindheit gehabt hatte sowie vom Grossvater, der ebenfalls ein armer Mann fast ohne Bildung gewesen war. Einmal, während des Kriegs, hatte der Grossvater im Wald Holz geholt und war deswegen vom Besitzer des Waldstücks, einem Bauern, wegen Diebstahls angezeigt worden. Am Tag des Gerichtstermins packte der Grossvater ein Stück des besagten Holzes in den Rucksack und machte sich auf zum Amtsgericht. Als der Richter ihn am Ende aufforderte, etwas zu seiner Verteidigung zu sagen, packte er das Holz aus und zeigte es dem Richter mit den Worten, dieses sei faul. Daraufhin sprach der Richter ihn frei. Dem Bauern befahl er, sich in Zukunft besser um den Wald zu kümmern.

«Die Geschichte zeigt», schliesst Hans Nyffeler, «dass auch Kleine eine Chance haben.»

Die Episode verströmt einen Hauch von Sonntagsgeschichte. Ist es nicht. Sie ist Kampfansage in einer Gegenwart, in der die Lage der Arbeitnehmenden zusehends schwieriger wird: Steigende Arbeitslosigkeit, Abrufbarkeit, bescheidene oder gar keine Lohnerhöhungen, erzwungene Frühpensionierungen oder zu wenig flexible Möglichkeiten der

Pensionierung für die mittleren und unteren Einkommen. Welche Rolle Hans Nyffeler für seinen Weggefährten in diesem Kampf sieht, macht er deutlich im Kommentar zu Pardinis Auftritt vor den streikenden Bauarbeitern: «Das war Überzeugung. Corrado spricht die Sprache des Arbeiters, er erinnert mich an die grossen Sozialdemokraten der Vergangenheit.»

Mir scheint nach Betrachtung der beiden Dokumentarfilme, dass Corrado Pardinis Überzeugungskraft auf einem Paradox beruht: Er ist in der Aktion sehr spontan, sinnlich, präsent, zugleich ist er fern, unnahbar, unerreichbar. Es sind auffallende Attribute in einem Land, in dem man lieber nicht zu spontan, nicht zu sinnlich, nicht zu präsent ist, allerdings auch nicht zu unerreichbar, da einen dies dem Verdacht der Arroganz aussetzen würde. In einem solchen Universum vervielfältigt Corrado Pardinis Art den Effekt, den er auf andere Menschen hat.

«Ja», sagt Corrado Pardini. «In Biel hat es funktioniert.»

Es ist eine milde Beschreibung für das Getöse, das Corrado Pardini und Hans Nyffeler nach ihrer Ankunft in Biel 1996 veranstalteten.

Die Neunzigerjahre, das waren die Jahre der Rezession, deren Lasten die Unternehmer mit dem Segen der Linken einseitig den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern aufbürdeten. Wie schwindsüchtig die Arbeitnehmervertreter inzwischen waren, zeigt folgende Anekdote: Als die Gewerkschaften drohten, harten Widerstand zu leisten, falls der Sozialabbau weiter gehe, erklärte der damals amtierende Arbeitgeberpräsident Guido Richterich an einer Delegiertenversammlung, es widerstrebe ihm, derlei ernst zu nehmen. Die Wirtschaftsführer der Schweiz publizierten in jener Zeit diverse Texte zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ausrichtung der Schweiz, sogenannte Weissbücher. Darin schlugen sie vor, die Sozialausgaben zu kürzen, die öffentlichen Dienste zu privatisieren, den Arbeitsmarkt zu flexibilisieren, das

Bildungssystem an den Markt anzupassen. Das Unternehmertum müsse frei sein, verkündeten sie mit religiös anmutendem Eifer die neoliberale Ideologie. Zusehends deregulierten sie die Gesamtarbeitsverträge (GAV), die juristische Grundlage des Jahrzehntelangen Arbeitsfriedens, dank der die Sozialpartner ihre Interessensgegensätze gütlich geregelt hatten. Die GAVs wurden immer mehr ausgehöhlt, Elemente wie der automatische Teuerungsausgleich verschwanden aus den meisten. Die Arbeitgeber dachten sogar laut über die Frage nach, ob es die Gewerkschaften überhaupt brauche.

In Biel war die Lage besonders schlimm. Die Arbeitslosigkeit war doppelt so hoch wie im Rest der Schweiz. Die Swatch Group, damals noch SMH, der Nachfolgekonzern der fusionierten Uhrenindustrie, war unter Nicolas Hayek wohl zum umsatzstärksten Uhrenkonzern der Welt geworden, doch seit der Umstrukturierung stellte ein Drittel der einstigen Belegschaft dreimal mehr Uhren her. Die SMUV-Sekretäre sassen ratlos in ihren Büros. Als Gilbert Tschumi von einem Journalisten der «Weltwoche» zur «Hire-and-Fire»-Politik befragt wurde, die sich unter Nicolas Hayek auf den Chefetagen ausbreitete, gab er zur Antwort, die Uhrenindustrie habe lange genug darunter gelitten, dass nie jemand die Flaschen weggeräumt habe.

«Wir konnten viel bewegen, die Zeit war reif», sagt Hans Nyffeler. Und Corrado Pardini zitiert Oskar Negt, seinen liebsten Mentor, um zu verdeutlichen, mit welchem Elan sie nach Biel gekommen waren: «Erweiterung der Kampfzone», postuliert Oskar Negt, er meint damit, dass sich die Gewerkschaften in die Politik einmischen sollen, um auf gesellschaftspolitische Fragen Einfluss zu nehmen.»

Konkret suchten Corrado Pardini und Hans Nyffeler den Kontakt zu sozialpolitisch engagierten Gruppierungen in Biel. Gemeinsam mit ihnen veranstalteten die Gewerkschaften eine öffentliche Kundgebung «gegen den Sozialabbau». «Wir wollten in der Öffentlichkeit ein Zeichen

setzen», sagt Corrado Pardini, «dass die Zeiten der reaktionären Gewerkschaftstradition in Biel zu Ende waren.»

Corrado Pardinis Positionspapier zur Fusion der Gewerkschaftssektionen Lyss und Biel hieß: «10 gute Gründe für eine Fusion unter dem Motto: Dynamisch-Kompetent-Mitgliedernah-Stark-Professionell.»

«Auf einmal gab es ein Team A, ein Team B, ein Team C.»

Mariano Franzins Gesicht überzieht noch heute ein Ausdruck des Spotts. Er hatte sich in den Neunzigerjahren ebenfalls um das Amt des geschäftsführenden Sekretärs der fusionierten Sektion beworben, habe aber, erzählt er, seine Kandidatur auf Druck der GBI-Zentrale zurückgezogen.

Mariano Franzin unterstreibt, was die Teams angeht. Es gab sie nicht von A bis C sondern von A bis O.

A-Team: Agitation

B-Team: Gruppen und Vertrauensleute in den Betrieben

C-Team: Aktionen

D-Team: Rechtsberatung

E-Team: Bildung und Freizeit

F-Team: Archiv und Ordnung

G-Team: Paritätische Kommissionen

H-Team: Publikationen

I-Team: EDV

K-Team: Backoffice

L-Team: Finanzen und Liegenschaften

M-Team: Arbeitslosenkasse

N-Team: Marketing und PR

O-Team: Organisation und Gremien

Auch wenn der Rosenkranz aus Teams es nicht unbedingt nahe legt, dahinter stand das Ziel: weniger Administration. Corrado Pardinis Erklärung: «Auch nach der Fusion waren wir mit knapp zwanzig Mitarbeitern

nur eine mittelgrosse Sektion. Es war daher unmöglich, die traditionelle gewerkschaftliche Struktur beizubehalten, in der sich eine Person um ein Thema kümmerte, eine andere um ein anderes. Kleine, bewegliche Teams sollten sich fortan um die verschiedenen Belange kümmern, angeführt von der in der betreffenden Materie jeweils kompetentesten Person.» Noch grösseren Widerstand löste das neue Zeitmanagement aus: Die Ziele einer Sitzung wurden im Voraus bestimmt. Die Sitzungen sollten in der Regel nicht länger dauern als 45 Minuten und wurden protokolliert. Die Schalterzeiten für die Rechtsberatung wurden begrenzt. Die Wartezeiten für die Ratsuchenden sollten nicht länger als fünf Minuten betragen. «Man sei doch hier nicht beim Doktor», höhnten die Skeptiker monatelang über die straffe Betriebsführung. Die «Management-by-Objectives-Methoden», die Corrado Pardini in einer Ausbildung am Institut für Verbands- und Genossenschaftsmanagement an der Universität Freiburg vertiefte, dienten der Stärkung der politischen Agitation. Die Gewerkschaftsfunktionäre hatten den Morgen frei, um draussen zu sein auf den Baustellen, in den Unternehmen, im Gewerbe. Sie sollten von den Sorgen der Arbeiter erfahren. Sie sollten das Misstrauen der Basis in die Gewerkschaftsfunktionäre stoppen und damit den Mitgliederschwund. Sie sollten die fatale Spirale der Schwäche der Gewerkschaften beenden in einer Zeit, da die Angestellten nötiger denn je jemanden brauchten, der ihre Interessen vertrat. «Lean Management führte bei uns nicht zu Profitmaximierung», prägt Corrado Pardini den schönen Satz, «sondern zu mehr Zeit für politisches Bewusstsein.»

Mariano Franzin ist heute Präsident der Rechtsschutz- und Beratungsstelle für Italienische Arbeitnehmer in der Schweiz, die im dritten Stock der Murtenstrasse untergebracht ist. Er ist Corrado Pardini nicht nur in Herkunft und Temperament verbunden, sondern inzwischen auch in Freundschaft. Das hindert ihn nicht daran, auch heute noch zu sagen: «Corrado hat sich hier ein kleines Reich gebaut.» Mariano Franzin lacht

und fügt hinzu: «Aber er hat die Dinge bewegt, dank ihm hat die Gewerkschaftsbewegung in der Region neuen Schwung genommen.»

Es ist naheliegend, Corrado Pardinis Persönlichkeit mit seinen Ambitionen zu erklären, so wie es auch die Presse, besonders die lokale Bieler Presse all die Jahre hindurch immer wieder getan hat. Je länger ich mich mit dem Thema Gewerkschaft befasste, umso weniger schienen mir die Erklärungen jedoch geeignet, diese Geschichte zu erhellen. Wenn es denn überhaupt eine Geschichte ist und nicht die Chronik des verzweifelten Kampfes der Gewerkschaft um Bedeutung. Zur Veranschaulichung die gewerkschaftlichen Fusionen in der Region in den letzten zwanzig Jahren: Gewerkschaft Bau und Holz (GBH) und Gewerkschaft Textil Chemie Papier (GTPC) wurden zur Gewerkschaft Bau und Industrie (GBI), GBI Lyss und GBI Biel wurden zur GBI Biel-Seeland, GBI Biel-Seeland und die Sektion Biel-Lengnau-Lyss des Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiterverbands (SMUV, seit 1992 Gewerkschaft für Industrie, Gewerbe und Dienstleistungen genannt) wurden zusammen mit der Gewerkschaft Verkauf, Handel, Transport und Lebensmittel (VHTL) zur Unia.

In derselben Zeitspanne fusionierten auch die Gewerkschaftsbünde der Gegend. Corrado Pardini stand in der Tat stets im Zentrum der gewerkschaftlichen Fusionen. Er betrieb diese mit und wurde Regionalsekretär der Unia Biel-Seeland/Kanton Solothurn sowie Präsident des Gewerkschaftsbundes Biel-Lyss-Seeland.

«Ich weiss», sagt er, «gewisse Leute sagen, ich hätte mir dies hier alles zurechtgestieft.»

«Na ja, der Herr bist du schon.»

«Ja», sagt er, «aber das ist nicht die zentrale Frage. Ich habe immer gesagt, der Aktionsradius einer Gewerkschaft müsse übereinstimmen mit dem wirtschaftlichen Gebiet. Ausserdem musste man die Aktionen an eine Person anbinden, die Gewerkschaften brauchen ein Gesicht in

der Öffentlichkeit, eine Person, die auftritt, motiviert, agitiert, mit den Arbeitgebern verhandelt und sich durchsetzen kann.»

Hans Nyffeler in seinem Ehrenamt als Präsident der Gewerkschaftssektion Biel-Seeland hat all die Schritte mitgetragen. «Nein» habe er nie gesagt, allerdings «auch nicht immer gleich ja», sagen die beiden unabhängig voneinander. Corrado Pardini musste Hans Nyffeler mit Argumenten überzeugen, und seine Pläne mussten finanziell abgesichert sein. «Niemand konnte Corrado je Missmanagement oder Missbrauch der Finanzen vorwerfen», sagt Hans Nyffeler, und erlaubt sich eine Prise Genugtuung in der Stimme. «Corrado arbeitet mit viel Papier, er hält alles fest, Sicherheit ist ihm sehr wichtig.» Mindestens ebenso aufwändig wie die Rolle der Prüfungsinstanz und möglicherweise noch entscheidender für den Erfolg des Projekts war Hans Nyffelers Rolle als Schlichter und Vermittler. Sein geschäftsführender Sekretär ist ein intensiver Mann, in der Sache ebenso wie in seinen Beziehungen, egal ob zu Vorgängern, Widersachern, Mitstreitern, Angestellten oder der Presse. «Es kam vor, dass ich Corrado sagte, jetzt bist du zu hart. Es kam auch vor, dass ich mit Corrados Kritikern Klartext redete, wenn ich der Ansicht war, dass sie ihm Unrecht taten.» Hans Nyffeler hat seine Rolle mit Erfolg gespielt, darüber sind sich alle, die ich an der Murtenstrasse 33 befragte, einig. Er selbst erklärt sich dies mit der Sorgfalt, mit der er stets darauf achtete, die Distanz zu wahren. «Nur wenn du Distanz wahrst», sagte er lächelnd, «kannst du deine Autorität behalten.»

Hans Nyffelers Distanz ist Oberwil, was die geographische Dimension des Wortes angeht. Oberwil ist ein Bauerndorf mit knapp achthundert Einwohnern und liegt am Rand des Seelandes. An dem schönen Septembernachmittag, als ich zum Besuch eintreffe, glühen in den Vorgärten die Astern in der Sonne, eine Schar Jugendlicher schäkert an einer Strassenecke herum, auf einer Mauer liegt faul eine Katze. Hierhin zog

Hans Nyffeler zusammen mit seiner Frau Mitte der Siebzigerjahre aus dem Emmental, hier baute er sein Haus, zog seine drei Kinder auf und lebte doch in keiner Art und Weise die Idylle, die der äussere Eindruck des Dorfes weckt. Hans Nyffeler hat in und mit der Schreinerei Bandi den von Ungewissheiten gesäumten Weg in die Globalisierung mitgemacht. Als junger Schreiner stand er an der Hobelbank und machte Türen für Einfamilienhäuser, dann machte er Küchen, dann Regale für die aufkommenden Einkaufszentren, für Migros und Coop, seit über zehn Jahren macht er Ladeneinrichtungen, vor allem für die Edelmarke Mont Blanc. In der Schreinerei arbeiten rund 40 Angestellte, Schweizer, Deutsche, Türken, Syrer. Etliche Arbeitsschritte wie das Zuschneiden der Holzplatten und die Fertigung von Möbelteilen erledigen die computergesteuerten Maschinen. Hans Nyffeler ist heute 56 Jahre alt, er ist verantwortlich für die Koordination der Maschinenbearbeitung, den Holzeinkauf, die Sicherheit, die Lehrlinge. Wenn auch spürbar stolz auf den Erfolg der Schreinerei, so beurteilt er dennoch die fortschreitende Technologisierung seines Gewerbes kritisch. Damit seine Lehrlinge den Sinn für das Holz nicht ganz verlieren, baut er mit ihnen Möbel.

Es sei hier leider ziemlich leer heute, ruft Hans Nyffeler, während er mich durch die lärmigen Hallen führt, am Vorabend sei eine fertige Mont-Blanc-Ladeneinrichtung nach Nischni Nowgorod abgefahren. Er spricht den Namen mit einer Selbstverständlichkeit aus, als liege der Ort gleich neben Oberwil statt weit weg in Russland. Später, als wir in der holzgetäferten Küche seines Heims sitzen, erzählt er, dass er die Orte, aus denen Aufträge eingehen, stets auf Google nachschau.

Von meinem Platz in der stillen, sauberen Küche sehe ich direkt auf eine Vitrine. Hinter dem Glas liegen die Taschenuhr des Grossvaters, eine kleine Handorgel, ein hölzerner Löschkübel der Feuerwehr aus dem 19. Jahrhundert. Sie liegen da wie Reliquien. Sie verkörpern für Hans und Erika Nyffeler das Wissen um ihre Herkunft und damit um einen

gewichtigen Teil ihrer Identität. Dieses Wissen hindert weder Hans noch Erika Nyffeler daran, im Hier und Jetzt verankert zu sein. Erika Nyffeler arbeitete als gelernte Verkäuferin jahrelang in einer Teilzeitanstellung bei Coop, sie kennt aus eigener Erfahrung den Wandel von geplanten Arbeitseinsätzen zu teilweisen Einsätzen auf Abruf. Nicht zuletzt aus dieser Erfahrung heraus hat sie das lebenslange Engagement ihres Mannes in der Gewerkschaft mitgetragen. Sie redet mit der gleich bleibenden Freundlichkeit, mit der auch ihr Mann redet. Am ehesten erahne ich Gefühle in den Momenten des Schweigens, jenem etwa, als ich Hans Nyffeler nach seiner Rolle im Zyliss-Streik frage. Er sitzt still auf der Bank, als tauchte er wieder ein in jene Tage, in der die Gewerkschafts-Region Biel-Seeland dem ganzen Land bekannt wurde. Er habe, kehrt er gleich darauf in die Gegenwart zurück, die Angestellten im Streikzelt besucht, er habe ihnen gedankt, er habe versucht, sie aufzumuntern. Als ich frage, wie er Corrado Pardini in jenen zehn Tagen erlebt habe, wird seine Stimme für die Länge eines Satzes brüchig. «Corrado hat mich mehr als einmal spät am Abend angerufen, wenn er nach den endlosen Verhandlungen nicht schlafen konnte.»

Wie gross die Belastung selbst für jemanden wie Corrado Pardini gewesen sein muss, erhellt dessen Satz: «Es ist nicht einfach, einen Streik anzufangen, doch tausendmal schwieriger ist es, von den Barrikaden erfolgreich und unverletzt herunterzusteigen.»

Ich besuche auch Corrado Pardini in Lyss, wo er zusammen mit seiner Familie in einem selbstgebauten Genossenschaftsreihenhaus lebt. Während der ganzen Zugfahrt durch das unter Nieselregen liegende Mittelland steigen Jugendliche ein und aus. Es ist früher Samstagabend. Sie fahren in den Ausgang. Sie schwatzen laut und alle gleichzeitig, lachen, einige blättern in den Gratisblättern, lesen sich daraus vor. Je länger ich in dem von Erwartung flirrenden Waggon sitze, umso unsicherer werde

ich: Wo ist der Bruch, der soziale Aderlass, der angeblich tief durch die schweizerische Gesellschaft geht? Ich teile Corrado Pardini meine Zweifel mit. Er reagiert nicht. Erst spät am Abend, als er mich zum Bahnhof fährt, kommt er auf meine Bemerkung zurück. «Ich glaube», sagt er, «dass du zu dem Teil der Mittelschicht in diesem Land gehörst, der verblendet ist.»

Zeit mit dem Zyliss-Streik verbringen heisst, sich Gedanken machen über die Verfassung der Beziehung zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern im neuen Jahrhundert.

Ich kontaktiere die Arbeitgeber.

«Renato Fassbind will über die Sache nicht mehr reden», teilt mir dessen Sekretärin eine Woche, nachdem ich meine Anfrage für ein Interview deponiert hatte, mit. «Es sei schon so lange her.»

Fünf Jahre sind so lange nun auch wieder nicht. Aber vielleicht hat Renato Fassbind im Herbst 2008 einfach zu viel zu rechnen. Er hat den Posten als CEO der Diethelm Keller Gruppe im Jahr nach dem Streik verlassen und ist seither Finanzchef der Crédit Suisse.

Bei der vor wenigen Jahren erfolgreich zur Diethelm Keller Siber Hegner fusionierten Zürcher Handelsfirma komme ich nicht viel weiter. Meine diversen Anrufe werden zwischen diversen Sekretärinnen und Kommunikationsverantwortlichen herumgereicht, bis mir eine mildtätige Seele schriftlich mitteilt, es befindet sich nach der Umstrukturierung des Unternehmens leider niemand mehr in der Firma, der mir qualifizierte Information zum Zyliss-Streik geben könne. Ich kann dies nicht glauben im Fall einer über hundertjährigen Firma, an der laut dem Wirtschaftsmagazin Bilanz die traditionsreiche Familie Keller beteiligt bleibt. Ausserdem hatte eine der Sekretärinnen erwähnt, ihr Chef sei zum Zeitpunkt des Streiks im Unternehmen gewesen. Die Frau muss eine aufmüpfige Ader haben, als ich erneut anrufe, stellt sie mich gleich durch. Leider sollte sich das kurze Gespräch mit Herrn Keller

als Tabu-Kontakt herausstellen, denn einige Tage später zerstört Herr Keller nicht nur meine Hoffnung auf ein Interview, er verbietet mir auch, nur ein einziges Wort aus dem Telefongespräch wiederzugeben. Nicht dass viel Information zwischen uns hin und her gegangen wäre, dass einer wie er beim Wort Unia rot sieht, rot rot rot, ist anzunehmen. Schon bemerkenswerter ist, dass er Gewerkschaften befürwortet, aber nur wenn diese eine sozial gesunde Politik machten. Ich hätte ihn gerne gefragt, was er unter «sozial gesunde Politik» verstand, ob er sich den alten Schlag Gewerkschafter zurückwünschte, die in ihren Büros sassen und das Geld in ihrer Krankenkasse zählten, so dass er die Verlagerung der Arbeitsplätze nach Asien ungehindert hätte abwickeln können.

Andreas Thommen vom Unternehmen für Kommunikations- und Wirtschaftsberatung Hirzel.Neef.Schmid.Konsulenten gibt mir aus grundsätzlichen und taktischen, juristischen und moralischen Gründen ebenfalls kein Interview. Andreas Thommen hatte während des Streiks bei Zyliss für die Diethelm Keller Gruppe die Kommunikation verantwortet und war im Auftrag der Arbeitgeber in zwei weitere, von der Unia Region Biel-Seeland/Kanton Solothurn geführte Arbeitskämpfe verwickelt gewesen. Andreas Thommen attestiert Corrado Pardini während unseres Telefongesprächs hohe Kompetenz und einen entwickelten Sinn für Symbolik – was ein milder Ausdruck ist angesichts von Pardinis ebenso professionell wie frech betriebener PR-Arbeit: Streikzeitung, T-Shirts, Flyers, mediale Allgegenwart, die ihren Höhepunkt am dritten Streiktag erfuhr, als die Zyliss-Angestellten einen Ausflug auf den Golfplatz nach Zumikon machten, auf dem Kellers ihr Handicap üben. Corrado Pardini, lerne ich weiter, identifiziert sich möglicherweise zu sehr mit seiner Zielgruppe. Ich bin erstaunt. Muss er sich denn nicht mit seinen Auftraggebern identifizieren? Gewiss. Doch Thommen verdächtigt Pardini der Eitelkeit und der Ambition, der grosse Gewerkschaftsführer sein zu wollen innerhalb der Unia. Er empfiehlt mir, meinen Text erst

mal aufzuschreiben, wenn ich danach eine «second opinion» brauche, solle ich mich melden.

«Ich will nicht zur Glorifizierung der Unia beitragen.» Mit diesem Satz begründet Andreas Thommen seine Absage für ein Interview.

Sind, so frage ich mich, die Telefongespräche mit Andreas Thommen und Herrn Keller der Spiegel der sozialen Wirklichkeit in der Schweiz? Wie hat es so weit kommen können?

Glorifizierung der Unia. Der Begriff ist interessant, insbesondere wenn man ihn gegen die Wirklichkeit hält. Es stimmt, mit dem Streik zwangen die 80 Angestellten der Zyliss und die Gewerkschaft die mächtige Diethelm Keller Gruppe, den ursprünglich vorgesehenen Sozialplan entscheidend zu verbessern. Er enthielt eine Arbeitsplatzgarantie von über einem Jahr sowie eine Abgangsentschädigung von sechs Monatslöhnen für alle Beschäftigten. Unbestritten ein Erfolg. Doch zu wenig für eine Glorifizierung. Die Rettung der 80 Arbeitsplätze war nicht gelungen. Die Diethelm Keller Gruppe schloss die Fabrik, obwohl von den Gewerkschaften beauftragte Betriebswirtschafter in ihren Gutachten zum Schluss kamen, dass die Produktion der Küchengeräte in der Schweiz sehr wohl rentierte.

«Wir hatten grosse Diskussionen intern, welche Bilanz wir ziehen sollen», sagt Corrado Pardini. «Wir kamen zum Ergebnis, dass der Streik für die Angestellten aufging, sie erhielten einen guten Sozialplan. Auch für die Bewegung ging er auf, sie wurde breit unterstützt. Politisch gelang es uns ausserdem, den Standort Schweiz zu thematisieren und den Streik salonfähig zu machen.»

«Gerettet habt ihr diesen aber nicht.»

«Immerhin bestätigte Renato Fassbind schriftlich, dass der Entscheid, die Produktion nach China zu verlagern, nicht aus betriebswirtschaftlichen sondern aus strategischen Gründen erfolgte.»

«Ihr habt den Streik aber unter dem Stichwort der Rettung des Standorts Lyss geführt.»

«Wir wollten verschiedene Dinge. Wir wollten die Arbeitsplätze retten. Wir wollten aber auch so viel wie möglich für die Angestellten rausholen. Und wir wollten eine politische Diskussion. Immerhin musste Diethelm Keller das «Made in Switzerland» ändern.»

Ich lasse nicht locker.

«Nein», räumt Pardini schliesslich ein. «Eine Rettung war es nicht.»

«Der Unternehmer hat den längeren Spiess.»

Die ehemalige Berner Volkswirtschaftsdirektorin bringt die Verteilung von Macht und Ohnmacht mit schmerzhafter Klarheit auf den Punkt. Elisabeth Zölch war eine weitere Protagonistin im Drama um Zyliss. Sie habe sich ohne zu zögern eingemischt, obwohl sie Anhängerin des freien Wettbewerbs sei, erklärt die Politikerin, die der von der SVP abgespaltenen BDP angehört. «Wenn die Sozialpartnerschaft, das Grundkapital des sozialen Friedens in unserem Land verletzt wird, ist es Pflicht des Staats einzutreten und eine Lösung zu finden.» Diese Überzeugung brachte ihr aus den eigenen Reihen heftige Kritik ein, was viel aussagt über die neue Geringschätzung vieler Unternehmer für die Werte der Sozialpartnerschaft: Arbeitgeber und Arbeitnehmer hatten stets in grosser Autonomie verhandelt, doch wenn sich die beiden Seiten nicht einigen konnten, hatten manche von ihnen den Staat um Vermittlung gebeten.

Konkret hatte Elisabeth Zölch einen ominösen Investor aus Winterthur ins Spiel gebracht, der in den Hallen der Zyliss Flaschenverschlüsse mit 60 der 80 Zyliss-Angestellten produzieren wollte. Doch dann war der Investor plötzlich abgesprungen, und bei den Gewerkschaften blieb das Gefühl zurück, hintergangen worden zu sein. Die Tatsache, dass der Standort nicht gerettet wurde, veranlasst Elisabeth Zölch zu dem

salomonischen Urteil, der Streik bei Zyliss sei ein halber Erfolg gewesen, dank des sehr guten Sozialplans.

«Waren Sie naiv, den Investor betreffend?»

«Wir waren unter Zeitdruck. Gewiss war es ein Risiko, aber welche Alternative hatten wir? Die Leistung ...», fährt sie rasch fort, «die Leistung war, dass erstmals alle Beteiligten zusammen einen Weg gesucht hatten, die Standortgemeinde, der Kanton, die Gewerkschaft, Diethelm Keller. Ohne den Willen aller, über den eigenen Schatten zu springen, wäre dies nicht möglich gewesen.»

Über Corrado Pardini sagt sie: «Ich nahm ihn auch aus ökonomischer und marktwirtschaftlicher Sicht sehr ernst. Hätte die Unia nur Ideologen, wäre eine pragmatische Lösung nicht möglich gewesen.»

Über Renato Fassbind sagt sie: «Auch er machte die pragmatische Lösung möglich. Er entwickelte eine gewisse Sensibilität. Er verliess übrigens nur wenige Monate nach dem Streik die Diethelm Keller Gruppe.» Über mögliche Gründe möchte Elisabeth Zölch nicht spekulieren. Lieber fügt sie zu dem Gesagten hinzu:

«Renato Fassbind ging auf Augenhöhe.»

Es wäre einfach, den Satz als einen weiteren geschliffenen Satz eines Politikers abzutun. Es wäre ebenfalls einfach, in dem Begriff «er ging» etwas Herablassendes herauszulesen. Zu einfach vielleicht.

«Wie meinen Sie das?»

«Renato Fassbind ist vor die Streikenden hingestanden. Ich glaube, er war betroffen. Aber er war nicht frei in seinem Entscheid.»

Um zu verstehen, wie Corrado Pardini und Hans Nyffeler ihr Projekt, Betroffene zu Beteiligten zu machen, innerhalb der Gewerkschaft umsetzten, besuche ich verschiedene Veranstaltungen und Sitzungen.

Ich besuche die Mitgliederanwerbungs-Woche im Berufsbildungszentrum in Biel. Michael Buletti, der Jugendsekretär, und Ernesto

Casagrande, sein Vorgänger, stehen an einem Stand in der Eingangshalle unter einem weissen, futuristisch anmutenden Baldachin. Sie treten regelmässig vor Schulklassen auf und erklären den Schülerinnen und Schülern die Gewerkschaftsarbeit, den Einsatz für die Gesamtarbeitsverträge, für die Sozialpartnerschaft, für Lohnverhandlungen. Die Region Biel-Seeland/Kanton Solothurn, erzählen sie mir, sei eine der wenigen Regionen, die zwei Jugendsekretäre beschäftigte. «Corrado ist die Nachwuchsförderung sehr wichtig», sagt Michael Buletti, «und die Zahlen geben ihm recht, jeder dritte Eintritt bei uns ist ein Lehrling.» Er lacht: «Die Mitgliederzahlen sind alles bei uns.» Als er bei der Unia angefangen habe, sei er von einem Arbeitskollegen als erstes gefragt worden, wie viele Adhésions er glaube zu schaffen. Abgeschreckt hat ihn die Frage nicht. «Ich wusste ja nicht mal, was eine Adhésion ist.» Buletti ist ein ebenso selbstsicher wie lässig auftretender junger Mann, der von sich sagt, sein politisches Schlüsselerlebnis sei der G8-Gipfel in Genua gewesen.

Die Schulglocke läutet, und kurz darauf strömen Horden von Jugendlichen die Treppe herunter. Drei junge Frauen, Lehrlinge im Gastgewerbe, kommen an den Stand. Michael Buletti redet von der Unia, konkret vom Prinzip der Lohnverhandlungen.

Michael Buletti: «Mit einer Mitgliedschaft sichert ihr euch, dass jemand faire Arbeitsbedingungen für euch aushandelt, immerhin werdet ihr voraussichtlich 45 Jahre lang arbeiten.»

Erste junge Frau: «Ich weiss noch nicht, ob ich immer auf dem Beruf arbeiten werde.»

Michael Buletti: «Welchen Beruf du auch immer hast, es kann dir nicht egal sein, wie lange zum Beispiel deine Arbeitszeit ist und wie viel du verdienst.»

Zweite junge Frau: «Vielleicht macht sie ja eine zweite Lehre.»

Michael Buletti: «Ihr müsst wissen: Es gibt zwei Parteien, den

Arbeitgeber und euch. Ihr werdet euch nie ganz einig sein. Ihr möchtet vielleicht etwas mehr Lohn, er möchte lieber nicht zahlen.»

Zweite junge Frau: «Es gibt ja noch die Trinkgelder.»

Michael Buletti: «Da kannst du aber auch Pech haben.»

Dritte junge Frau: «Ich habe Pech. In der Brasserie im Hotel Elite müssen wir das Trinkgeld abgeben.»

Zweite junge Frau: «Wir auch. Am Ende des Abends lobt mich zwar der Chef immer, ich hätte super gearbeitet, aber dann gibt er mir nur neun Franken. Den Rest steckt er für sich ein.»

Michael Buletti: «Wichtig ist es, dass ihr eine Organisation unterstützt, die sich für euch einsetzt. Wenn jeder denkt, das brauche ich nicht, dann gibt es die Organisation irgendwann nicht mehr. Dann setzen sich die Stärksten durch.»

Zweite junge Frau: «Unsere Fachlehrerin für das Gastgewerbe sagte uns, wir dürften uns nicht bei der Unia anmelden, wir müssten zur Hotel- und Gastrounion gehen.»

Dritte junge Frau: «Ich finde, wir sollten dies selbst entscheiden.»

Als die drei gegangen sind, sagt Michael Buletti zu mir:

«Wenn Corrado erfährt, dass man uns bei gewissen Berufsgruppen systematisch verdrängt, geht er in die Luft. Ich habe nicht insistiert, die kommen wieder.»

«Und solche Gespräche führst du eins nach dem anderen, die ganze Woche lang?»

«Ja», lacht er, «nach so einer Woche bin ich jeweils erledigt.»

Im Sitzungszimmer im fünften Stock der Murtenstrasse redet Corrado Pardini vor den Regionalsekretärinnen und -sekretären über den Gesamtarbeitsvertrag. Der GAV, erklärt er, habe mit den Weissbüchern der Wirtschaftsführer seinen Tiefpunkt erreicht. Seit einigen Jahren gehe es wieder bergauf. «Wie viele Stunden pro Woche seid ihr mit

dem GAV beschäftigt?» ruft er in die Runde der etwa fünfzehn Männer und Frauen. «Eigentlich immer», antwortet ein Sekretär. Pardini nickt zufrieden und springt auf. Er zeichnet einen Kreis an den Flipchart und schreibt ein GV in dessen Zenith: Generalversammlung einer Belegschaft. Mit den Forderungen der Belegschaft gehe man, Pardini setzt einen Pfeil auf den Kreis, zum Arbeitgeber. Es komme, nächster Pfeil, zu Verhandlungen. Vielleicht, Pardini ist nun unten am Kreis, zum Konflikt. Die Verhandlungen gehen weiter. Solange bis die Mitglieder und die Unia ihr Okay zum GAV geben würden. Pardini ist wieder beim Anfang des Kreises. «Arbeitskonflikte, Petitionen, Streiks usw. können Mittel zum Zweck sein, niemals jedoch das Ziel», verkündet er und wird noch bestimmter: «Ziel und Kerngeschäft der Gewerkschaftsarbeit ist der GAV.»

Der GAV als Triebfeder für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Der GAV als Hauptbestandteil der Sozialpartnerschaft. Der GAV als volkswirtschaftliches Umverteilungsinstrument. Der GAV als Mobilisierungsinstrument.

Zur Veranschaulichung der Verweis auf den Arbeitskampf im Denner-Verteilzentrum in Egerkingen im Jahr zuvor. Die Unia und ihre Mitglieder im Verteilzentrum hatten den Patron des Discounters, Philippe Gaydoul, dazu gebracht, erstmals in der Firmengeschichte eine Gewerkschaft als Sozialpartnerin anzuerkennen und den GAV zu übernehmen, den die frühere Besitzerin des Verteilzentrums, der deutsche Rewe-Konzern mit der Unia ausgehandelt hatte.

«Wir waren am innovativsten, als wir uns gründeten, wir waren eine Selbsthilfeorganisation auf Basis der Nachfrage der Mitglieder, wir müssen unsere Sinne dafür schärfen, wo eine Firma Risse hat, wir müssen die Nase vorn haben, um die Bedürfnisse unserer Mitglieder zu erkennen», zitiert Corrado Pardini seinen Professor an der Freiburger Universität, den verstorbenen Ernst-Bernd Blümle. «Flugblätter

verteilen morgens um fünf vor den Fabriken ist nicht lustig, es ist kalt, und all die bleichen Gesichter ... Aber nur so erfährt ihr ...», Corrado Pardini nagelt einzelne Sekretäre mit seinem Blick fest, «nur so erfährt ihr, ob es ein WC hat auf einer Baustelle oder nicht. Es ist nicht dasselbe, ob man in ein WC pinkelt oder hinter einen Baum. Es ist der Unterschied zwischen Würde und Würdelosigkeit.»

Von Baustellen ist auch an der Sitzung des Präsidialausschusses die Rede.

«Ich bin sauer», schimpft ein grosser Mann mit tätowierten Unterarmen und einem scharfen Sinn für Gerechtigkeit. «Ich war am letzten Samstag auf der Baustelle hinter dem Gaskessel, es regnete in Strömen und ich sah keinen von euch. Ich sah bloss vierzig Arbeiter im grössten Dreck arbeiten. Es war euch wohl zu nass.»

Der Mann ist Stefan Hirt, der Vizepräsident der Sektion.

«Jag deine Leute auf die Baustelle», fährt er Jesús Fernández an, der seit zwei Jahren, seit Corrado Pardini die Hälfte seiner Arbeitszeit für die Leitung des Sektors Chemie der Unia aufwendet, der Bieler Sektion vorsteht.

«Das Problem ist erkannt, wir müssen es in den Griff bekommen», erwidert Jesús Fernández etwas floskelhaft.

«Die Bauunternehmer und die Sub-Unternehmer verheizen die Arbeiter im Akkord, sie müssen gebüsst werden», insistiert Stefan Hirt. «Geht hin, anders kriegt ihr das Problem nicht in den Griff.»

«Du hast Recht», sagt Jesús Fernández. «Wir haben unsere Aufgaben nicht gemacht.»

Gegen das Ende der Diskussion, während der weitere Sitzungsteilnehmerinnen und -teilnehmer ihre Meinung ausdrücken, mischt sich Hans Nyffeler ein. Er macht eine grundlegendere Überlegung zu der unterlassenen Baustellenkontrolle.

«Wir müssen verhindern», warnt er, «dass im Kanton Bern die paritätischen Kommissionen für den Bau zentralisiert werden. Wir müssen schauen, dass die Kommissionen regional bleiben, dass die Kontrolleure die Betriebe kennen. Alles andere käme einer Verwässerung gleich.»

Vom Vorbereitungsseminar für den ersten nationalen Kongress seit Gründung der Unia vor vier Jahren scheint mir eine Begebenheit von Interesse, die sich nicht zugetragen hat. Als sich die etwa vierzig Delegierten der Region Unia Biel-Seeland/Kanton Solothurn im Bieler Kongresshaus treffen, ist gewissen Sekretären bekannt, dass die Zellulosefabrik im solothurnischen Attisholz schliessen, deren norwegische Besitzerin Borregaard 440 Angestellte entlassen wird. Doch kein Wort davon an diesem langen Samstagvormittag, an dem die Delegierten ihre Auftritte für den grossen Kongress üben. Er habe geschäumt, als er davon erfahren habe, sagt Corrado Pardini, so viel verlorene Zeit. Doch dann habe er eingesehen, dass es sinnlos sei. Die Kultur der Harmonie, wie sie die Gewerkschaften jahrzehntelang geprägt habe, besonders den SMUV, die daraus resultierende Angst sich einzumischen, liessen sich eben nicht in ein paar Jahren überwinden. Nun gelte es, nach vorn zu schauen und zusammen mit den Arbeitern der Zellulosefabrik zu kämpfen.

Jetzt, da ich den Arbeitskampf der «Attishölzler» vom vergangenen Herbst aufschreibe wie eine neue Veranschaulichung des Kampfes der «Zylissianer», jetzt sehe ich die Arbeiter der Morgenschicht wieder vor mir. Sie sitzen mit steinernen Gesichtern auf langen Bänken in einer der Fabrikhallen, ein Meer aus blauen und orangefarbenen Übergewändern. Die Männer und die paar wenigen Frauen haben nichts mehr zu verlieren, sie können ebenso gut Corrado Pardinis Aufruf folgen: «Wer kämpft, kann verlieren, wer nicht kämpft, hat schon verloren». Ich sehe

sie, wie sie nach einer Betriebsversammlung, an der sie der Unia, der christlich-sozialen Syna und dem Schweizerischen Papier- und Kartonarbeitnehmer Verband (SPV) das Verhandlungsmandat mit grosser Mehrheit übergeben haben, draussen auf dem Werkhof stehen in der klirrenden Kälte. Einer der Arbeiter erzählt, es sei das dritte Mal, dass er für eine Firma arbeite, in der es einen Arbeitskampf gebe. Ein anderer schimpft über den norwegischen Orkla-Konzern, zu dem die Borregaard gehört, dieser habe das Zellstoffwerk in Attisholz nur gekauft, um die Konkurrenz aus der Schweiz zu schlucken. Andere stimmen ein. Die Geschäftsleitung habe ihnen nie reinen Wein eingegossen, noch im Sommer hätten sie freiwillig auf die Ferien verzichtet, um das Werk zu retten, dabei hätte die da oben längst gewusst, dass sie es schliessen würden.

Sie sprechen von der Fabrikanlage. Sie sind in sie hineingekrochen. Sie hören die Maschinen atmen, sagen sie mit einer Wärme, als redeten sie von einem geliebten Menschen. «Ich bin die Maschine, von unten bis oben.»

Die meisten der Männer haben keine Ahnung, was in den nächsten Wochen auf sie zukommen wird.

Wie schon beim Zyliss-Streik schiebt Corrado Pardini Tische herum, weil ihm die Anordnung für die Verhandlungen ungünstig scheint. Fordert die Borregaard-Vertretung auf, ihre bewaffneten Bodyguards hinauszuschicken, man sei in der Schweiz, hier werde nicht mit mafiösen Strukturen gearbeitet. Dann die Drohungen mit Arbeitskampf. Das Bemühen der Angestellten, den Spaltungsversuchen durch das Management zu widerstehen. Trotz Kappung des Intranets der Arbeitnehmervertreter durch das Management die Belegschaft zu informieren. Die Aufmerksamkeit der Medien zu erlangen. Die Angst zu überwinden und zu hundertfünfzigst überraschend an einer Medienkonferenz der Borregaard aufzutreten, um zu verkünden, der Sozialpan sei inakzeptabel.

Die skeptischen Kommentare der Lokalpresse zu ertragen, aber auch jene der Kollegen, die Unia spiele sich zu sehr auf, sei nicht konstruktiv. Zu drohen, das Werk herunterzufahren, wenn kein Sozialplan erarbeitet werde, der diesen Namen verdiene. Die schlaflosen Nächte auszuhalten, Woche um Woche um Woche. Um nach fünf Wochen, in einer letzten, 22 Stunden dauernden Verhandlung endlich Recht zu bekommen.

«Der demonstrative Protest vor den Augen der Schweizer Öffentlichkeit hat sich ausgezahlt», sagt Corrado Pardini. «Der Konzern, der anfänglich nur dreieinhalb Millionen für den Sozialplan übrig haben wollte, stellt nun 28 Millionen Franken dafür zur Verfügung.»

Nun jubelt die lokale Presse: Der Kampf habe sich gelohnt, mit einer geschlossenen Belegschaft im Rücken hätten die Gewerkschaften eindrücklich beweisen, was in Sachen Sozialplan zu erreichen sei.

Auch in der Belegschaft gibt es Bekehrte. Markus Beck, operativer Leiter der Abteilung «Hefe Süd», in der Hefe für die Lebensmittelindustrie produziert wurde, ausserdem Mitglied der Arbeitnehmervertretung, legt das folgende Zeugnis ab: «Ich hatte keine Sympathien für die Gewerkschaften. Erst als ich erlebte, wie offen deren Vertreter auf uns zukamen, wie sie sich um Fachgespräche bemühten, wie entschlossen sie die Führung übernahmen, erst da begriff ich, dass wir keine Chance hatten, wenn wir uns nicht organisierten. Und noch so war es schwierig. Es ist schade, dass man nicht filmen konnte, wie die Geschäftsleitung versuchte, uns auszuspielen. Es wäre ein wichtiger Schulungsfilm für alle, die nicht sehen, wie sehr wir manipuliert wurden. Dabei sind auch die 28 Millionen des Sozialplans für den Orkla-Konzern nichts. Die holen allein aus dem Verkauf der Maschinen in Attisholz 250 Millionen heraus. Nimm die Maschine, welche die behandelte Hefemilch filtert: Sie ist eine der modernsten in ganz Europa. Wer immer sie kaufen wird, erhält etwas Erstklassiges. Wir haben sie komplett dokumentiert. Wir werden sie nun auch noch putzen, alles wird so sauber sein wie bei einer

Wohnungsübergabe. Ich gehe mit einem grossen Ehrgefühl von Attisholz weg.»

«Würdest du sagen, ihr seid den Arbeitgebern auf Augenhöhe begegnet?»

«Nein.» Markus Beck antwortet sehr schnell und sehr entschieden. «Zumindest nicht zu Beginn, wir führten ja zum ersten Mal einen Arbeitskampf. Erst ganz am Schluss beim Verhandlungs marathon waren wir auf gleicher Augenhöhe mit den Arbeitgebern.»

Immer wieder bin ich während der Recherchen durch Biel spaziert. Die Stadt, in der ich aufwuchs und deren Niedergang ich mitlebte, ist eine andere geworden. Die Gebäude erstrahlen in neuem Glanz, zumindest an der Bahnhofstrasse und der Mühlebrücke. Der Zentralplatz ist renoviert. Das Hotel Touring, in dem vor nicht allzu langer Zeit die Tauben nisteten, ist ein moderner Bau, in dem eine Kleiderboutique untergebracht ist. Auf dem Gelände vis-à-vis vom Kongresshaus stehen zehn Baukräne. Der Bahnhof wird umgebaut. Ein neues Eis- und Fussballstadion wird es auch geben. Die Arbeitslosenzahlen waren in den Jahren 2006 und 2007 die niedrigsten unter den zehn grössten Schweizer Städten.

Hans Stöckli, Biels Stadtpräsident hat manchen Investor angezogen mit seiner Politik der günstigen Einräumung von Baurechten, der niedrigen Steuern und niedrigen Gebühren. Er redet gerne darüber. Ein bisschen weniger gerne redet der «wohl bürgerlichste Sozialdemokrat, der die Stadt von ganz unten nach ganz oben gebracht hat», wie das Schweizer Fernsehen über ihn sagt, von der mit überdurchschnittlich hohen Zahl an Fürsorge-Dossiers: 5000. Hans Stöckli sieht dahinter in erster Linie «Menschen, die in den Jahren der Krise ihre Arbeit verloren und denen es nicht gelungen ist, sich von der Fürsorgeabhängigkeit zu befreien.»

Geradezu angespannt wird die Stimmung, als unser Gespräch auf die Unia kommt, konkret auf Corrado Pardini. Es ist wie mit der

Stadt insgesamt: Die Gewerkschaften sind in Biel seit den Neunzigerjahren auch nicht mehr die alten. Sie erkämpften einen Sozialplan für die Amidro, als die Pharmagruppe Galenica die Schliessung der Verteilzentrale im Bözingenmoos beschloss. Sie erreichten, dass während der Expo.02 nur Läden mit touristischer Ware ihre Ladenöffnungszeiten lockern durften. Sie organisierten die 95 Personen zählende Belegschaft des Logistikzentrums der Swatch Group, nachdem diese bekannt gegeben hatte, die Verteilung künftig vom Tessin aus zu betreiben, und erstritten einen Sozialplan. Zudem schafften sie es, im Kanton Bern zum ersten Mal Mindestlöhne für die Uhrenmacherinnen und Uhrenmacher festzulegen.

«Der einzige wirklich kritische Moment war für mich die Sache mit der Swatch Group», sagt Hans Stöckli, «ich musste bei Hayek um Verständnis werben, denn die Lage hätte eskalieren und die Swatch Group es vorziehen können, sich nicht in Biel weiter zu entwickeln.»

Eine weitere Auseinandersetzung in Biel illustriert, dass es für die Gewerkschaften auch im Umfeld der Sozialdemokratischen Partei bisweilen eng geworden ist, einer SP, in der sich ein starker Flügel zunehmend mit dem neoliberalen Gesellschaftsentwurf arrangiert, den Deregulierungen, den Privatisierungen, der Kleinsparung des Staats. Hans Stöckli hat im Verlauf seiner fast zwanzig Jahre dauernden Präsidentschaft städtische Unternehmungen teilweise in Aktiengesellschaften umgewandelt. Als er dies auch für den Energie Service Biel plante, stellten sich linke lokale Politiker und Pardinis Gewerkschaftsbund jedoch mit Erfolg dagegen. Kurz zuvor, im Jahresbericht 2001, hatte Hans Nyffeler gewarnt:

«Es kommt eine neue Gefahr auf uns zu! Die Privatisierungswelle. Post, öffentlicher Verkehr, Strom vielleicht sogar Wasser und Grundschulbildung könnten privatisiert werden. Es macht mir Angst, wenn

ich daran denke, dass private Unternehmen bestimmen können, wann wir Strom oder Wasser zu irgendeinem Preis zur Verfügung haben. Dagegen müssen wir mit allen legalen Mitteln kämpfen.»

Hans Stöckli hält «die Vorteile der sozialen Marktwirtschaft auch für den Service Public nutzbar» und «die Rechtsform für irrelevant, solange das Eigentum in der öffentlichen Hand bleibt und die demokratische Kontrolle funktioniert.»

Es sei klar, sagt er, dass bei der demokratischen Kontrolle die Arbeitnehmervertretungen eine wichtige Rolle spielten. Diese Klarheit ändert nichts daran, dass das Verhältnis zwischen dem Stadtpräsidenten und dem Regionalsekretär der Unia bisweilen angespannt war.

Eine Erfolgsgeschichte, nämlich die Rettung der Bieler Stahlgieserei Swiss Metall Casting 2004 (heute Stadler Stahlguss), veranschaulicht dies. Beiden, Hans Stöckli wie Corrado Pardini, war es ein Anliegen, die Giesserei zu erhalten, beide setzten sich dafür ein. Hans Stöckli verzichtete als Stadtpräsident auf Forderungen von knapp einer Million Franken gegenüber dem früheren Eigentümer der Giesserei. Der neuen Eigentümerin, der Thurgauer Stadler Rail AG des Unternehmers und SVP-Nationalrats Peter Spuhler, garantierte er günstige Energiepreise. Corrado Pardini seinerseits beförderte die Übernahme der Firma durch Peter Spuhler. Er setzte sich erfolgreich für die seit mehreren Monaten ausstehenden Löhne und die Erhaltung der 60 Arbeitsplätze ein. Die Zusammenarbeit sei mit und auch dank Corrado Pardini sehr positiv verlaufen, urteilt Hans Stöckli. Die Tatsache, dass Corrado Pardini die Rettung vor Fernsehkameras mit Champagner feierte, irritiert ihn jedoch. Er stellt die für einen Politiker mit SP-Parteibuch denkwürdige Frage, welches die Rolle der Gewerkschaft bei der Rettung gewesen sei. Diese Überlegung möchte Hans Stöckli im Nachhinein verändert haben. «Corrado Pardini ist ein Vollblutgewerkschafter», sagt

er nun, «er vertritt mit Hilfe der Instrumente, die ihm zur Verfügung stehen, die Interessen der Arbeitnehmer. Er ist hart in der Eingangsdiskussion und verschafft sich so eine gute Position für Kompromisslösungen, die auch er eingehen kann.»

Zwischen Hans Stöckli und Corrado Pardini seien immer mal wieder die Fetzen geflogen, erzählen SP-Mitglieder, die mit den beiden in der SP-Sektion Madretsch politisieren.

Es wäre interessant», empfiehlt Hans Stöckli mir am Schluss des Gesprächs, «wenn Sie Herrn Spuhler nach seiner Sicht der Dinge fragten.»

Ich frage Herrn Spuhler.

Peter Spuhler sagt: «Corrado Pardini gehört zu den moderneren Gewerkschaftern, er ist offen, pragmatisch, lösungsorientiert.»

2007, als Corrado Pardini für den Nationalrat kandidierte, schrieb er auf seiner Website:

«Historisch gesehen gibt es keine Zweifel, wo ich hingehöre.

Die SP ist meine Partei. Als Gewerkschafter vertrete ich in der SP die Interessen der Angestellten, der klassischen Arbeiter und der Stellensuchenden. Klar habe ich Mühe, wenn die heutige SP teilweise etwas abgehoben, akademisch oder gar weltfremd politisiert. Umso mehr braucht es Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter, die sich in dieser Partei wieder Gehör verschaffen und die politischen Schwerpunkte der Partei mitbestimmen.»

Corrado Pardini hat die Wahl in den Nationalrat knapp nicht geschafft, er ist erster Ersatz auf der SP-Liste. Hans Nyffeler hofft, dass sein Weggefährte bald im Nationalrat politisieren werde, denn: «Wer vertritt noch den Arbeiter in der Politik?» Über Pardinis Arbeit im Grossen Rat des Kantons Bern hatte Hans Nyffeler auf der Wahl-Website geschrieben:

«Corrado Pardini hat in den vergangenen Jahren überzeugende Arbeit geleistet. Denken wir an die Arbeitsmarktkontrollen im Kanton Bern. Heute ein wichtiges Instrument zum Schutz unserer Löhne und Arbeitsplätze. Oder denken wir an den steinigen Weg, der zurückzulegen war bis zum Normalarbeitsvertrag im Detailhandel. Bei diesen zwei sehr wichtigen Errungenschaften, beispielsweise, hat Kollege Pardini eine tragende Rolle eingenommen (...) Er ist unbequem, hart, aber korrekt und mit einem klaren Ziel vor Augen.»

Im Oktober 2008 steht Hans Nyffeler im Kongresszentrum von Lugano, applaudiert und hält mit der Digitalkamera den für ihn glücklichen Moment fest: Corrado Pardini steht im Anzug und Hemd auf der Bühne vorne und macht ein Gesicht wie die Fussballer seiner geliebten Young Boys während einer (allerdings weit zurückliegenden) Pokalübergabe. Er ist soeben in die Geschäftsleitung der Unia gewählt worden.

«Ein grosses Ziel ist erreicht», raunt mir der Mann zu, der Corrado Pardinis Aufstieg möglich gemacht hat, indem er ihm zwanzig Jahre lang den Rücken stärkte – mit seiner unbestechlichen und auf Ausgleich und Respekt bedachten Art die zwischenmenschlichen Konflikte entschärfte, die sich aus dem Umbau der Gewerkschaft wie aus dem Temperament seines Gewerkschaftssekretärs ergaben.

«Die Fähigsten gehören in die Geschäftsleitung, und für mich steht ausser Zweifel, dass Corrado Pardini einer der Fähigsten ist», hatte Hans Nyffeler schon beim ersten Gespräch gesagt. Zum selben Entschied sind nun die Delegierten und insbesondere die Mitglieder der Geschäftsleitung gekommen, die den Regionalsekretär in Biel bisweilen skeptisch und mit beschränkter Sympathie verfolgten. Die letzten vier Jahre schmälerten zumindest die Skepsis. Als Nationaler Leiter der Unia Chemie- und Pharmaindustrie handelte Corrado Pardini für die Angestellten der Basler Pharma und Chemie einen neuen GAV aus

mit mehr Ferientagen, verbessertem Kündigungsschutz, einwöchigem Vaterschaftsurlaub. Im Wallis, nach einem beinahe eskalierten Konflikt mit der Firmenleitung des Chemie- und Biotechnologie-Unternehmens Lonza handelte er ein Abkommen für eine neue Sozialpartnerschaft aus mit Kündigungsschutz bis 2015, automatischem Teuerungsausgleich, Rücknahme der GAV-Kündigung, umfassendem Ausbildungsprogramm sowie Einblick der Gewerkschaft in die Investitionsentscheide.

«Jetzt trennen sich eure Wege», sage ich zu Hans Nyffeler.

«Wir werden schon noch Gelegenheit haben, uns zu sehen», sagt er, «der Kontakt darf nicht abreissen.»

Er dreht sich um und stimmt in die Internationale ein, die in einer schmalzigen Version vom Tonband in den Saal schallt. Die Mitglieder der Geschäftsleitung sind vom Podest herunter getreten. Als ich Corrado Pardini sehe, wie er zwischen seinen neuen Kolleginnen und Kollegen steht und singt, fällt mir Oskar Negt ein. Dieser verschont in seinem Buch «Wozu noch Gewerkschaften?» die führenden Apparate der Gewerkschaften nicht mit Kritik, insbesondere deren Neigung, sich angesichts des Rückgangs der Mitglieder, des Ansehens und des Einflusses «auf eine trotzige Verteidigungshaltung zu verstießen und darauf zu warten, dass die antigewerkschaftlichen Ressentiments wieder nachlassen».

Eine Stunde später sitzen die Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter der Sektion Biel im Zug Richtung Nordschweiz. Diese Menschen strahlen Heiterkeit aus. Es ist die Art von Heiterkeit, wie sie sich einstellt, wenn man weiß, dass man am kürzeren Hebel ist, sich jedoch dafür entschieden hat, diesen zu benutzen statt zu lamentieren oder gar zu resignieren. Viele der Frauen und Männer kämpfen schon jahrelang zusammen in der Gewerkschaft, sie pflegen einen kameradschaftlichen Umgang miteinander, einen Humor und eine Höflichkeit, die aus den paar Zugsabteilen einen hoffnungsvollen Flecken Schweiz machen.

Wir trinken, schlaftrig vom leisen Schütteln des Zugs, Kaffee und reden über die Lage der Gewerkschaft, deren Suche nach ihrer Rolle seit dem Zusammenschluss zur Unia. Indes, diese Leute haben nicht viel zu tun mit abstrakten Betrachtungen, ihre Leben sind im Konkreten verankert. Und das Konkrete ist: Jeden Tag aufs Neue das Schlimmste im Arbeitsleben der Region Biel-Seeland zu verhindern sowie neue Mitglieder zu werben. Egal wie schwierig beides immer wieder ist, noch schwieriger sind für viele von ihnen die Überlegungen zu Politik und Kultur, den Lebensbedingungen der Menschen, die Corrado Pardini wichtig sind. So wichtig, dass er als Regionalsekretär der Unia die 4. Bieler Philosophietage finanziell unterstützte. Seine Eröffnungsrede fing er mit den Worten an:

«Manche von Ihnen wundern sich vielleicht, mich, den Gewerkschafter, unter denkenden Köpfen an diesem Rednerpult zu finden – und die Unia, meine Gewerkschaft, als Sponsor der Bieler Philosophietage.

Sind wir denn nicht die Angeketteten von Platons Höhle, die nur ihren eigenen Schatten sehen und diesen für das getreue Abbild der Welt halten? Sind wir nicht von der Polis ausgeschlossen, wir, die Arbeitenden, die allein mit der stofflichen Verwandlung der Welt beschäftigt sind?

Interessante Fragen, die nach ein paar weiteren rufen. Wer sind heute, im späten Kapitalismus, die tatsächlich Angeketteten? Können die Philosophen die Höhle noch verlassen? Wie stünde es um die Freiheit des Denkens, wenn wahr ist, was im Tagungsthema angesprochen ist:

Ich konsumiere, also bin ich.

Ich könnte Ihnen davon berichten, wie sich die Sekretäre der Gewerkschaft Unia in Biel regelmässig mit Philosophen zu kleinen Kursen treffen. Ich könnte darauf beharren, dass viele der zentralen

Texte des 19. und des 20. Jahrhunderts von Denkern stammen,
die sich der Arbeiterbewegung verpflichtet fühlten.»

Dieselben Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter, die Corrado Pardinis und Hans Nyffelers Projekt, die Betroffenen zu Beteiligten zu machen, als Chance für sich und die Mitglieder verstanden und erfolgreich umsetzen, konnten mit den Philosophiekursen nicht viel anfangen. «Ich schaltete aufstur und ging nicht hin», sagt Michael Buletti, der Jugendsekretär, «es war mir zu wenig greifbar. Ich gehe lieber an eine Delegiertenversammlung im Sektor Gewerbe.» Ernesto Casagrande, der Zuständige für das Gewerbe, sagt: «Ich war dort, doch es war zu wenig nachhaltig. Corrado hat die Kurse dann nicht weitergeführt, sie stiessen auf zu wenig Begeisterung.» Selbst Hans Nyffeler würdigt eher tapfer als überzeugend Corrado Pardinis Wissbegier: «Ich nahm ein paar Mal an den Seminaren teil, es ist immer interessant zu hören, was Philosophen sagen.»

Hingegen loben alle eine Eigenschaft, deren Inspiration sich Corrado Pardini ebenfalls bei den Philosophen holte: Erfolge feiern! Erfolg generiert Erfolg. So hat er auf der Rückseite eines Referats des deutschen Philosophen Wolfgang Fritz Haug über Antonio Gramsci, den Gründer der Kommunistischen Partei Italiens, vermerkt und unterstrichen. Corrado habe nie gezögert, sagen die Angestellten, wenn es galt, einen auszugeben für eine erfolgreich abgeschlossene Verhandlung, aber auch für einen Geburtstag oder das neue Jahr. Und noch eine Eigenschaft loben sie, die man nicht aus Büchern lernen könne. Corrado Pardini fuhr zur Beerdigung des Vaters eines seiner Sekretäre nach Italien; er erlaubte einer seiner Sekretärinnen, einer allein erziehenden Mutter, die Kinder zur Arbeit mitzunehmen; er gewährte einer Mitarbeiterin, als sie in Geldnot war, einen – vom Präsidialausschuss abgesegneten – Vorschuss. Eine Mitarbeiterin beschreibt den Charakterzug so: «Corrado ist solidarisch mit dir, er erwartet umgekehrt, dass du auch

solidarisch mit ihm bist.» Für die meisten sei dies aufgegangen, fügt sie hinzu, in der Sektion Biel sei die Personalfluktuation relativ gering.

«Wie hoble ich mir meine Gewerkschaft zurecht?»

Die Frage hatte Corrado Pardini als junger Gewerkschafter in Lyss auf ein Flugblatt geschrieben. Nun lässt er das Seeland hinter sich, wo er in den letzten zwanzig Jahren sein gewerkschaftliches und menschliches Hinterland aufbaute. Er verlässt die trotz der Straffungen des Gewerkschaftsalltags familiär gebliebene Murtenstrasse 33 in Biel, um die Frage aufs Neue zu stellen, dieses Mal im anonymen Zentralsekretariat der Unia am Rand von Bern. Er übernimmt den gesamten Sektor Industrie und damit, pikantes Detail, das Territorium des ehemaligen SMUV, jener Gewerkschaft, mit der er sich als Lehrling schon überworfen hatte, weil er Flugblätter verteilt.

Der Sektor Industrie ist laut dem Co-Präsidenten der Unia, Renzo Ambrosetti derjenige Sektor, in den in den nächsten Jahren mehr Kraft und Geld fliessen soll. Die grosse Herausforderung ist die Organisierung der Angestellten, der sogenannten *white collars*.

Wie wichtig diese für die Gewerkschaft sind, erläuterte Corrado Pardini bereits im Strategiepapier, mit dem er die Grundlage für seine Tätigkeit als verantwortlicher Zentralsekretär der Pharma- und Chemiebranche legte:

«Es scheint, als seien die Bedürfnisse der *white collars* und das Image der Gewerkschaften nicht miteinander vereinbar. Deshalb muss die Gewerkschaft ihre Arbeit in der Chemiebranche (und nicht nur!) neu ausrichten, will sie im tertiären Wirtschaftssektor und bei den Angestellten als gestaltende Kraft anerkannt werden (...) In einer Ökonomie, die von ihren Mitarbeitenden eine immer umfänglichere Verfügbarkeit verlangt, muss die Gewerkschaft mittels Neuinterpretation ihrer Mittel

wieder zu einem der zentralen gestaltenden Faktoren der gesellschaftlichen Organisation werden.»

Es gehe im Sektor Industrie um gewerkschaftliches Sein oder Nichtsein. Entsprechend dem diagnostizierten Ernst der Lage legte Corrado Pardini bereits wenige Tage nach seiner Wahl ein Konzept vor. Das gewerkschaftliche Urgestein, wie ihn das abtretende Geschäftsleitungsmitglied André Daguet in Lugano nannte, soll's richten. Der Nahkämpfer, dem weder in Sachen Arbeitskampf noch Verhandlungen so schnell einer was vormacht. Der Secondo, wie ein anderer Redner Pardinis italienische Herkunft pries. Rund die Hälfte der 203 000 Mitglieder der Unia sind Migrantinnen und Migranten.

Ich habe viel nachgedacht in den letzten Monaten über Corrado Pardini und Hans Nyffeler. Über ihre Gewissheit, für die wahre, die richtige Sache zu kämpfen. Einmal, es war im Umfeld der Schliessung der Zellulosefabrik Attisholz, bemerkte ich Corrado Pardini gegenüber, ich sei erschüttert darüber, wie schwierig das Gespräch zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern geworden sei. «Das ist kein Problem, sagte Corrado Pardini, «solange wir uns unserer Rolle bewusst sind.» Er klingt radikal, doch weder er noch Hans Nyffeler sind radikal. «Guten Morgen, Citoyennes, Citoyens», hatte Corrado Pardini seine 1. Mai-Rede 2007 begonnen. Das ist nicht Klassenkampf, das ist französische Revolution, bürgerliche Demokratie. Bildung, Sicherheit, Chance. Die Werte, um die sich die Zusammenarbeit der beiden Männer in den letzten zwanzig Jahren gedreht hat. Sicherheit nicht als individuelles, sondern als gemeinschaftliches Gut, nicht als das Recht auf eine Alarmanlage, sondern auf Arbeit zu menschlichen Bedingungen, auf einen Platz in der Gesellschaft. «Corrado liebt sein Land aus ganzem Herzen», sagt Hans Nyffeler. Liebe zur Schweiz verstanden als das Recht, ja die Pflicht, sich

einzu�ischen. «Dem Bestehenden Schwierigkeiten machen», nennt es Peter Bichsel, der Pardini im Nationalratswahlkampf unterstützte, in seinem Buch «Des Schweizers Schweiz».

Sehr früh während der Recherchen erschien mir an der Murtenstrasse allerdings etwas als ungewiss, wie schwebend. Rückblickend kann ich sagen: bedroht. Als ich vertrauter wurde mit den Gewerkschaftrinnen und Gewerkschaftern, erfuhr ich, dass sie alle darauf warteten, wen Corrado Pardini als seinen Wunschkandidaten für das Amt des Regionalsekretärs bekannt geben würde. Ich erfuhr, dass in den letzten Jahren ein Macht-Vakuum entstanden war. Corrado Pardini hat es verpasst, einen Nachfolger aufzubauen. Lange wollte er das Amt einem alten Kampfgefährten übergeben. Doch schliesslich verhinderte er die Falle des Anciennitätsprinzips. Nach dem Unia-Kongress in Lugano schlug er der Geschäftsleitung den Journalisten und Gewerkschafter Beat Jost vor. Jost leitet den Bereich Kommunikation der Mediengewerkschaft Comedia.

Ich rede mit Hans Kissling.

Auf dessen Buch «Reichtum ohne Leistung – die Feudalisierung der Schweiz» hatten mich die Einblicke in die Arbeitskämpfe beim Küchengerätehersteller Zyliss und im Zellulosewerk Attisholz gebracht, präziser: Das nur dank äusserster Kampfbereitschaft der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer erreichte Zugeständnis der Arbeitgeber zu einem anständigen Sozialplan, sowie die Gesprächsverweigerung der Entscheidungsträger der heutigen Diethelm Keller Siber Hegner.

Was spielt sich ab in der Schweiz?

In dem Buch, das im Frühjahr 2008 erschien und stark beachtet wurde, weist der ehemalige Vorsteher des Statistischen Amtes des Kantons Zürich anhand erstmals veröffentlichter Berechnungen aus der Steuerstatistik des Kantons Zürich – die für die gesamte Schweiz von

Bedeutung seien – nach, dass sich die Kluft nicht nur zwischen Arm und Reich vergrössert hat, sondern auch zwischen dem Mittelstand und den Reichsten. (Im Kanton Zürich besitzen die drei reichsten Steuerpflichtigen gleich viel Vermögen wie 412 000 Steuerpflichtige, die mehr als die Hälfte aller Steuerpflichtigen ausmachen. Die reichsten zehn Steuerpflichtigen besitzen sogar gleichviel wie zwei Drittel aller Steuerpflichtigen.) Dies bringt Hans Kissling auf die These, die Ungleichheit in der Schweiz habe wegen der von Erbschaftssteuern weitgehend unbehelligten Weitergabe von Vermögen und Einkommen an die nächste Generation ein Ausmass erreicht, das den Verhältnissen im Feudalismus des Ancien Régime nahe kommt.

Corrado Pardini reagiert skeptisch: «In der Schweiz ist nicht eine Feudalisierung im Gang, nicht einmal im Feudalismus war es möglich, über Nacht zu so grossen Vermögen zu kommen wie im Finanzkapitalismus.»

Ich verabredete mich trotzdem zum Rendez-Vous. Wie man es von einem Menschen erwartet, der das Leben lang mit Zahlen arbeitete, ist Hans Kissling sachlich – wenn auch durchaus mit einem gewissen Sinn, ja Freude ausgestattet, dem Bestehenden Schwierigkeiten zu machen. Er zielt ins Zentrum unseres Selbstbildes, wonach wir in einer Musterdemokratie leben. In seinem Buch zitiert er aus der Studie «Soziale Ungleichheit in der Schweiz»²:

«Die Mehrheit der Bevölkerung gibt sich bezüglich der eigenen sozialen Stellung verblüffenden Illusionen hin: Angehörige der unteren und mittleren (Einkommens-) Schichten schätzen ihre Position als wesentlich höher ein als es der Wirklichkeit entspricht.»

Ich glaube, dass du zu dem Teil der Mittelschicht in diesem Land gehörst, der verblendet ist, hatte Corrado Pardini gesagt.

2 Hanspeter Stamm, Markus Lamprecht, Rolf Nef, *Soziale Ungleichheit in der Schweiz*, 2003

Hans Kissling schätzt, dass sich die Ungleichheit in der Verteilung der Vermögen in den nächsten Jahren noch verschärfen wird. Die höchsten Einkommen würden künftig nicht mehr durch persönliche Leistung im Markt erzielt werden, sondern in Form von Erträgen aus geerbten Grossvermögen.

Der Gesamtarbeitsvertrag sei ein volkswirtschaftliches Umverteilungsinstrument, hatte Corrado Pardini gesagt.

«In der Schweiz», sagt Hans Kissling, «entstehen in den nächsten zwanzig bis dreissig Jahren Clans von Superreichen, wie sie in Südamerika beispielsweise existieren. Diese werden ihre Privilegien verbissen verteidigen, auch mit Geldern an die Politik.»

Hans Kisslings These ist ungemütlich. Die Wirklichkeit der Arbeitsbeziehungen im Rahmen der Sozialpartnerschaft, für die Corrado Pardini und Hans Nyffeler kämpfen, ist mit Sicherheit noch nicht diejenige eines feudalen Untertanenverhältnisses. Rufe ich mir aber die Reaktionen gewisser Arbeitgeber während meiner Recherchen in Erinnerung, so bin ich mir nicht sicher, ob diese es auch so sehen.

Eines freitagabends, ich las in den Jahresberichten der Gewerkschaft, betrat ein Putzmann Corrado Pardinis Büro.

«Vous êtes qui?» fragte er forsch, als müsste er den Ort gegen fremde Eindringlinge verteidigen.

«Ich bin Autorin», sagte ich, «ich schreibe eine Geschichte über die Gewerkschaft.»

Er deutete auf Corrado Pardinis Computer.

«Il va à Berne maintenant.»

Er lachte, halb bewundernd, halb misstrauisch, und begann den Staub zu wischen.

Hans Nyffeler zieht sich aus dem aktiven Gewerkschaftsleben zurück. «Meine Frau hat mein Engagement jahrelang mitgetragen, es ist Zeit, etwas zurückzugeben», begründet er seinen Entscheid.

Wenige Monate vor seinem Rückzug hat er einen letzten grossen öffentlichen Auftritt. Er ist eingeladen ins Schweizer Fernsehen, in die Diskussionsrunde der Arena zur Initiative der Gewerkschaften für ein flexibles Rentenalter, die von der Schweizer Bevölkerung wenige Wochen später abgelehnt werden sollte. Hans Nyffeler wird vom Moderator nur einmal zum Reden aufgefordert, doch die kurze Spanne genügt ihm. «Ich bin seit fast vierzig Jahren Schreiner», sagt er, «ich komme aus dem Berner Seeland. Ich bin stolz auf meinen Beruf, aber viele Kollegen haben so um das sechzigste Lebensjahr grosse gesundheitliche Probleme. Auch ich spüre jeden Morgen meine Gelenke beim Aufstehen, es sei Arthrose, sagt der Arzt. Für diese Leute muss endlich etwas geschehen. Es kann nicht ein Privileg der Banken und Versicherungen, der höheren Einkommen sein, früher in Rente zu gehen. Für viele einfache Leute wäre es eine Erlösung, eine Wohltat, wenn es körperlich nicht mehr geht, endlich in den wohlverdienten Ruhestand zu treten und selber zu wählen, wann es nicht mehr weitergeht. Deshalb bin ich für das flexible Rentenalter.»

Das Votum erinnerte mich an eine Bemerkung, die Corrado Pardini einst machte: Hans' Haltung sei von tiefen humanistischen Überzeugungen bestimmt. Wie wahr dies ist, erfuhr ich, als ich Hans Nyffeler fragte, welches seine grösste Sorge sei im Zusammenhang mit der Gewerkschaft.

«Der Zusammenhalt zerfällt», sagte er. «Es gibt immer mehr Teilzeitstellen, da liegen gewerkschaftliche Beiträge einfach nicht mehr drin. Und wer wie beispielsweise die Verkäuferinnen bis in den Abend hinein arbeitet, kann nicht zu Veranstaltungen kommen. Die Gewerkschaften sind auf schwierigem Posten.»

«Glaubst du, dass die neuen gesellschaftlichen Formen die Gewerkschaften abzuschaffen drohen?»

«Ich glaube nicht, dass man die Gewerkschaften abschaffen kann», antwortete er. «In den Siebzigerjahren hatten wir ähnliche Probleme wie heute. Gerade für die ältere Generation, die jetzt in Pension geht, ist die Gewerkschaft wichtig, sie kümmert sich darum, dass man das Alter in Würde beschliessen kann. Es ist etwas vom wichtigsten im Leben, dass man in Würde da sein kann.»